

# Liturgie und Kultur

# LLK

Zeitschrift der Liturgischen Konferenz für Gottesdienst, Musik und Kunst

„Wir müssen alle offenbar werden“  
Heute vom Gericht singen?

## LITURGIE UND KULTUR

### 3. Jahrgang 3-2012

ISSN 2190-1600

Herausgegeben von:  
BERNHARD DRESSLER  
KRISTIAN FECHTNER  
STEPHAN GOLDSCHMIDT  
THOMAS KLIE  
MICHAEL MEYER-BLANCK  
KLAUS RASCHZOK  
HELMUT SCHWIER  
ULRIKE WAGNER-RAU  
ULRICH WÜSTENBERG

Redakteurinnen dieses Heftes:  
DOROTHEA MONNINGER  
CHRISTA REICH

Satz:  
STEFFEN FUCHS

LITURGIE UND KULTUR wird kostenlos abgegeben. Es wird jedoch um eine Beteiligung an den Druckkosten in Höhe von 12,00 €/Jahr (bzw. 4,50 €/Heft) gebeten:

Ev. Darlehensgenossenschaft eG, Kiel  
BLZ 210 602 37  
Konto-Nr. 14001  
mit Hinweis auf HHSt  
RT2/55.7200.00 „Liturgie und Kultur“  
IBAN DE75 2106 0237 0000 0140 01  
SWIFT/BIC GENODEF1EDG

Namentlich ausgewiesene Beiträge werden von den Autoren verantwortet und geben nicht unbedingt die Meinung der Herausgeberin wieder. Korrespondenz, Manuskripte und Rezensionsexemplare, deren Publikation bzw. Besprechung vorbehalten bleibt, bitte an:

Geschäftsstelle der  
Liturgischen Konferenz (LK)  
c/o Kirchenamt der EKD  
Herrenhäuser Str. 12  
30419 Hannover  
Tel. 0511 2796-214  
E-Mail: lk@ekd.de  
www.liturgische-konferenz.de

<b>Editorial</b> .....	4
CHRISTA REICH	

## THEMA

<b>„Er wird den Erdkreis richten mit Gerechtigkeit“ – Gottes Grundgesetz</b> .....	5
SYTZE DE VRIES	
<b>„Dies irae, dies illa“</b> .....	14
Der Zorn, das Gericht und die Gnade ANSGAR FRANZ	
<b>Erasmus Alber: „Ihr lieben Christen freut euch nun“</b> .....	29
OSWALD BILL	
<b>„...zu richten Bö’s und Fromme.“</b> .....	38
Zur Rezeption der Gerichtsvorstellungen der mathäischen Endzeitrede Mt 24-25 im Evangelischen Gesangbuch ANNE SMETS	
<b>„Jede Rolle hat ihre Schuld ... Eines Tages werde ich verhört werden“ (Max Frisch)</b> .....	57
Vorstellungen von „Gericht“ in literarischen Texten GABRIELE VON SIEGROTH-NELLESSEN	
<b>„Fleißig soll mann singen“</b> .....	72
Zum täglichen Umgang mit dem Gesangbuch MICHAEL HEYMEL	
<b>„...leg auf dies Jetzt dein Nun und Ewig“</b> .....	88
oder: Heute ist der Jüngste Tag CHRISTA REICH	

## IMPULSE

<b>Texte zum Nachdenken</b> .....	95
Schriftsteller als Gerichtsprediger	
<b>Ein Neues Lied aus den Niederlanden</b> .....	99
Wenn du denn bist, sei gegenwärtig	
<b>Ein altes Lied – neu gelesen</b> .....	100
<b>Zwei Lieder im Gespräch</b> .....	101

## LITERATUR

**Albrecht Beutel: Gerhard Ebeling. Eine Biographie .. 102**  
MICHAEL MEYER-BLANCK

**Klaus Müller: In der Endlosschleife von Vernunft  
und Glaube ..... 104**  
Einmal mehr Athen versus Jerusalem (via Jena und Oxford)  
DANIEL BAUER

**Michael Meyer-Blanck: Gottesdienstlehre ..... 106**  
JOCHEN ARNOLD

**Hans-Jürgen Quest: Mehr Liebe ..... 110**  
Radioandachten und Fernsehpredigten 1961-1990  
OTTFRIED JORDAHN

**Herbert Pachmann / Alke de Groot (Hg.): Vor Gott .. 112**  
Beten in Gemeinschaft – Beten allein  
MARTIN EVANG

**Stephan Goldschmidt:  
Meditative Abendgottesdienste II ..... 113**  
FRANK PETERS

**Hanns Kerner (Hg.): Predigt konkret ..... 114**  
Grundlagen homiletischer Ansätze  
HANS-MARTIN GUTMANN

**Bernhard Dressler / Harald Schroeter-Wittke (Hg.):  
Religionspädagogischer Kommentar zur Bibel ..... 115**  
ALEXANDER DEEG

**Sabine Bayreuther: Meditation ..... 118**  
Konturen einer spirituellen Praxis in semiotischer Perspektive  
THOMAS KLIE

**Ralph Kunz / Andreas Marti / David Plüss (Hg.):  
Reformierte Liturgik – kontrovers ..... 119**  
MARTIN HEIMBUCHER

**Seminarankündigung:  
„ut omnes unum sint“ (Joh 17,21) ..... 121**  
Singend die Einheit der Kirche feiern.  
19. Interdisziplinäres ökumenisches Seminar zum Kirchenlied

**Autorinnen und Autoren dieses Heftes ..... 122**

*Albrecht Beutel:*

**Gerhard Ebeling. Eine Biographie.**

*Mohr Siebeck, Tübingen 2012, XVII, 606 S., 49,00 €, ISBN 978-3-16-150447-1*

Kaum ein Theologe in der Generation nach Barth, Bultmann und Tillich hat die deutschsprachige Theologie so geprägt wie Gerhard Ebeling (1912-2001). Sein die theologischen Lager übergreifender fundamentaltheologischer Ansatz ist bis heute geeignet, um eine evangelische Antwort auf die Grundfrage nach dem Verhältnis von Glaube und Vernunft zu erarbeiten. Eine Dogmatik ohne Fundamentaltheologie ist heute nicht mehr möglich – und eine bloße fundamentaltheologische Reflexion ohne den Mut zur materialdogmatischen Rede ist weder tauglich für die Predigt noch ergiebig für den aktuellen Streit der Geister. Ebeling nun wusste beides zusammenzuhalten und allein dieses Bemühen ist vorbildlich, selbst wenn man diesem auf andere Weise und mit anderen Ergebnissen nachkommen möchte.

Gerhard Ebeling verfasste keine „Kirchliche Dogmatik“ wie Barth und keine „Glaubenslehre“ wie Schleiermacher, sondern eine „Dogmatik des christlichen Glauben“ (3 Bände 1979; 2012 erschien die vierte Auflage), so dass bereits aus dem Titel das integrative Moment hervorgeht. Als Eberhard Jüngel 1979 am Rande einer Vorlesung von einem Studenten gefragt wurde, was er von Ebelings Dogmatik hielt, habe dieser geantwortet, das Werk „gleich einem großen Bordeaux, der einstweilen im Keller zu seiner Vollendung heranreifen müsse“ (434). Inzwischen ist es so weit. Darum kommt dem Münsteraner Kirchenhistoriker Albrecht Beutel das Verdienst zu, Leben und Werk und besonders auch die Interdependenzen von Leben und Werk dieses bedeutenden Lehrers der Kirche minutiös aus Werk und Quellen darstellt und historisch, geistesgeschichtlich und dogmatisch kundig kommentiert zu haben, und zwar in Zurückhaltung trotz aller Urteilsicherheit. Das Buch ist so anspruchsvoll wie informativ. Darüber hinaus erfreut es durch kleine Nebenbemerkungen, die beim Lesen die Aufmerksamkeit erhöhen (vgl. etwa 284 über Karl Barth, der auf Ebelings Buch „Das Wesen des christlichen Glaubens“ von 1959 nach Beutel zwar positiv, aber „in fast schon habitueller Herablassung“ reagierte). Beutel kann aus den privaten Quellen zeigen, wie deutlich sich Ebe-

ling schließlich von Barth absetzte (152). Wenn Ebeling Barths Theologie in seinem Tagebuch 1968 gar als „Journalismus“ bezeichnete (505), dann verwendete er interessanter Weise eben jenes Prädikat, das Erik Peterson gegenüber Barth (in Anlehnung an Kierkegaards Ausdrucksweise) schon 1925 in Anschlag gebracht hatte.

Welchen Nutzen hat man davon, sich heute, zumal im gottesdienstlichen Zusammenhang, mit Ebeling zu beschäftigen? Nach der Lektüre dieser Biographie lässt sich der Ertrag in drei Punkten bündeln, die besonders im Hinblick auf Gottesdienst und Predigt von Bedeutung sind: *Erstens* leitet das Werk Ebelings dazu an, das reformatorische und das neuprotestantische Erbe miteinander und in gegenseitiger Bezugnahme zu erschließen, ohne in die alten Muster der Unterstellung von „Anthropozentrismus“ versus „Dogmatismus“ zu verfallen (Hier kommentiert Beutel treffend lakonisch, mit Schleiermacher habe sich der Lutherforscher Ebeling seit 1974 auch dem Erbe „des anderen großen Protestanten“ gewidmet, 374). *Zweitens* lässt sich von Ebeling lernen, dass es das als „Wort Gottes“ und als „Evangelium“ Umschriebene niemals in der Form einer Doktrin oder eines propositionalen Gehaltes gibt – selbst die Frage nach der „Realität“ der Auferstehung kann darum eine Gestalt des Unglaubens sein (338) –, sondern immer nur in der Form glaubender Mitteilung und Erschließung. Und *drittens* handelt es sich bei Ebelings Theologie letztlich um einen liturgietheologischen Ansatz, weil dieser das Gebet als Schlüssel zum Verständnis der Gottesfrage in den Mittelpunkt der Dogmatik stellt. Zu diesen drei Punkten seien einige der vielen anregenden Einzelheiten aus diesem Buch angefügt.

(Ad 1) Ebeling hat besonders den unsystematischen Luther stark gemacht und damit Theologie als Frucht der Auseinandersetzung mit dem Leben verstehen gelernt. Schon der frühe Luther hatte darauf hingewiesen, dass sich Paulus einer von Metaphysik und Moral grundsätzlich verschiedenen Redeweise bediente (499). Als „Fundament“ der Fundamentaltheologie konnte Ebeling darum keinen „statischen Grundsatz“ aufstellen, sondern nur „einen höchst dynamischen Grundvorgang“ (407). Selbst die Rechtfertigungslehre eignet sich darum nicht als „Materialprinzip“ einer evangelischen Dogmatik (wie das Albrecht Ritschl gemeint hatte, 256), sondern mit der Anleitung zur Kunst

der Unterscheidung muss man es genug sein lassen: „Qui bene novit distinguere, bonus est theologus“ (252, Anm. 308; = WA 39,1; 522,12f. [1538]).

Berühmt geworden ist Ebelings Kritik am „Erfahrungsdefizit in der Theologie“ in seinem Vortrag beim Gründungskongress der „Wissenschaftlichen Gesellschaft für Theologie“ am 3. April 1974 in Göttingen (370). Schon der Student Ebeling hatte 1933 in einem Manuskript vermerkt: „Ein einfacher Weg zurück zu Luther erscheint mir als unmöglich.“ (21) Der spätere Professor wollte dann mit einer bestimmten Art von Luthertum neben sich keinesfalls verwechselt werden (356) und erteilte der Vulgärkritik am Neuprotestantismus eine klare Absage (190). Beutel arbeitet heraus, dass sich Ebeling mit der Orientierung an der umfassenden Vergeschichtlichung allen Denkens in der Neuzeit „in unverkennbarer, wenngleich von ihm niemals ausgewiesener Nähe zu Emanuel Hirsch“ befand (261). Übrigens gehört die Schilderung des späteren Besuches Ebelings bei Hirsch (318ff.) zu den besonders berührenden Szenen, wobei der Biograph auch hier wie stets angemessen zurückhaltend bleibt.

(Ad 2) Das „Wort Gottes“ kann immer nur als sich ereignend beschrieben werden, nicht als Lehrinhalt, sondern als Geschehen, in dem etwas zur Lehre wird. In Liturgie und Predigt, als „Feiergestalt“ und „Kommunikation“ – Kategorien, die Ebeling selbst nicht verwendete – kann das Wort erneut real werden. Dieser Zusammenhang bestimmte den Doktoranden Ebeling (57) ebenso wie den jungen Privatdozenten (116) und den Emeritus, der im Jahre 1990 das Verhältnis von Kirchengeschichte und Kirchenrecht bedachte (143). Die Predigt wurde Ebeling zum Modell dessen, was er schließlich als Aufgabe der Fundamentaltheologie benannte (409) – wobei er aber auch über die reale Predigt als „die institutionalisierte Belanglosigkeit“ klagen konnte (420). Beutel vermerkt an dieser Stelle, dass Ebelings Dogmatik nicht zuletzt in der Praktischen Theologie Anregungen gegeben hat (434).

(Ad 3) Ebelings große Zeit fiel in die Epoche Heideggers, der Hermeneutik und der Sprachphilosophie und manches, wie die Rede von Luthers Theologie als „Sprachereignis“, ist durchaus zeitbedingt. Albrecht Beutel merkt dergleichen immer wieder ohne Umschweife an. Gleichwohl ist Ebelings aus diesem Kontext erwachsene Entscheidung, die Gottesfrage

vom Gebet her aufzuschließen (414f.), dogmatisch und erst recht liturgiethologisch von höchster Wichtigkeit. Was heute – mit einem inzwischen schon wieder abgegriffenen Modewort – „performativ“ genannt wird, wurde eben 1966 als „sprachschöpferisches Wortgeschehen“ apostrophiert, das sich selbst verifiziere, „indem es den Menschen verifiziert“ (335).

Abgesehen von der Terminologie bleibt entscheidend, dass es sich beim Gebet nicht um einen Teil des Gottesdienstes, ja nicht einmal um eine Dimension des Gottesdienstes handelt, sondern vielmehr um den Grundvorgang von Gottesdienst und Predigt wie von Theologie und Dogmatik. Deren Spezifikum ist ein Reden „über“, das aus dem Reden „von“, „aus“ und „mit“ dem Geglauten kommt. Gerade in einer Zeit, da sich die Theologie gegenüber Religions- und Kulturwissenschaften auszuweisen hat, ist diese Erinnerung an die Eigentümlichkeit der „theo-logischen“ Sprechhaltung von zentraler Bedeutung.

Albrecht Beutels Ebeling-Biographie ist neben allem Geschilderten auch ein Kompendium der deutschen evangelischen Theologiegeschichte nach 1945 (hier vergleiche man nur Anm. 341 auf Seite 394f.!). Das Buch bietet Einblicke in die Werkstatt des bedeutendsten Luthereforschers nach Karl Holl, geschrieben von einem der heute maßgeblichen Vertreter dieser Forschung, und es ist besonnen, vornehm und nicht zuletzt fehlerfrei lektoriert. Die ausführlichen Register machen das Buch auch als Nachschlagewerk geeignet, wenngleich die gesamte Lektüre eher zu empfehlen ist.

MICHAEL MEYER-BLANCK

Klaus Müller:

**In der Endlosschleife von Vernunft und Glaube. Einmal mehr Athen versus Jerusalem (via Jena und Oxford).**

(= *Pontes: Philosophisch-theologische Brückenschläge*, 50), LIT Verlag, Berlin 2012, 264 S., 29,90 €, ISBN 978-3-643-11449-5

Klaus Müller nutzt mit dem 50. Band der Reihe „Pontes: Philosophisch-theologische Brückenschläge“ die Gelegenheit, sechs Jahre nach seiner letzten Veröffentlichung zum Verhältnis „Vernunft und Glaube“ in dieser Reihe (Bd. 20), die Diskussion der letzten Jahre nachzuzeichnen und selbst Stellung zu beziehen. Dabei steht das Vernunft-Glaube-Verhältnis in der Spannung vier symbolischer Orte: Athen, Jerusalem, Jena und Oxford, in der unabgeschlossenen Auseinandersetzung und Beeinflussung von griechischer Philosophie, dem Glauben Israels und biblischer Tradition, philosophischer Moderne und Philosophie prägender Sprachanalytik.

In zwölf zum Teil bislang noch unveröffentlichten Beiträgen, die durchaus einzeln gelesen werden können, aber in ihrer Abfolge ineinander verschränkt sind, wechselt der Bezug auf aktuelle Debatten einschließlich der Erklärung wichtiger Hintergrundinformationen (oft Benedikt XVI. betreffend), die Darstellung historisch wichtiger Verhältnisbestimmungen und die auf ihnen aufbauende pointiert formulierte eigene Positionierung: „Moderne Theologie ist in gewissem Sinn idealistisch – oder sie ist nicht Theologie.“

Ratzinger steht für die These, das Christentum sei die in Jesus Christus vermittelte Synthese zwischen dem Glauben Israels und dem griechischen Geist. Johann B. Metz hingegen sieht durch die frühzeitige Beschränkung der jüdischen Wurzeln des Christentums rein auf den Glauben eine Halbierung seines Geistes; es gebe auch eine philosophische Vernunft Israels. Diese Halbierung des christlichen Geistes sei Grund für die gegenwärtige Schwäche des Christentums. Habermas wiederum bestreitet schon die Teilung in Athen (Geist) und Jerusalem (Glaube). In der Philosophie selbst habe es eine ebenso spannungsreiche Entwicklung aus jüdisch-christlichen Motiven und griechischem Geist wie in der Theologie selbst gegeben. Auch die anamnetische Vernunft gehöre keineswegs ausschließlich der Theologie.

Müller erinnert daran, dass der Vernunft-Glaube-Diskurs nicht nur in der spätantiken Konstellation Athen-Jerusalem ausgetragen werden kann, sondern in Habermas' Sinne die ganze Geschichte der Verhältnisbestimmung miteinander werden muss, so besonders der Frühidealismus Ende des 18. Jahrhunderts, für den symbolisch der Ort Jena und u.a. Hegel, Schelling, Hölderlin und Fichte stehen.

Von Habermas, dessen Verhältnisbestimmung letztlich darauf aufbaut, dass Philosophie nicht mehr über jene Gründe verfüge, die ein einziges Weltbild vor allen anderen auszeichnen können, distanziert sich Müller allerdings im weiteren Verlauf: Der Philosoph Dieter Henrich entfalte eben jene von Habermas bestrittene Gründe überzeugend.

Mit dieser im ersten Beitrag aufgezeigten Diskussionslage und Positionierung Müllers ist die Grundlage aller weiteren Beiträge gelegt, die einzelne Bereiche der Verhältnisbestimmung historisch-philosophisch oder -theologisch erklären, auf aktuelle Ereignisse beziehen oder darüber hinausgehend in Fortführung der Gedanken Georg Hermes' und Dieter Henrichs Müllers eigene idealistische These explizieren. Der zweite Beitrag stellt die Einstellung des Papsts gegenüber der Moderne sowie besonders sein „Lebensthema“ Vernunft dar. Dabei wird Bezug auf aktuelle Ereignisse rund um den Papst genommen, wie auf den Umgang mit der Piusbruderschaft, auf die Regensburger Rede und auf den Streit um seine Einladung, an der Römischen Universität „La Sapienza“ die Eröffnungsrede des akademischen Jahres zu halten. Im Mittelpunkt stehen zudem seine Konzils-Lektüre, besonders von „Gaudium et spes“, als Modernekritik sowie sein spezifischer Gebrauch des Logos-Begriffs: ein idealistisches Logos-Verständnis, auf dem Müller selbst ebenfalls aufbaut. Alles Sein, also auch Materie sei letztlich Gedachtsein, objektiver Gedanke, und somit auf Geist als Urwirklichkeit zurückzuführen. Hierbei ist mit Idealismus sowohl „die Überzeugung einer fundamentalen Erkennbarkeit und Verständlichkeit alles Wirklichen“ gemeint, als auch, „dass alle Wirklichkeit im Letzten etwas Geistiges ist“, also logosförmig.

Im folgenden Beitrag geht es um die unterschiedlichen Positionen Lessings (inkl. Pantheismusstreit), Lew Šestovs und Leo Strauss', die sich alle an Spinoza abarbeiten. Der an den beiden Letzteren erarbeiteten doppelseitigen

Inkompatibilitätstheorie von Vernunft und Glaube – deren weite Verbreitung nicht zuletzt im Erbe Luthers von Müller bedauert wird – widerspricht er anschließend aus dem Anliegen einer Fortführung der „Aufklärung“ heraus. Müller spricht sich dafür aus, beide „kognitiven Potentiale“ in Richtung dessen zu „transzendieren, was traditionell Metaphysik heißt.“ Erst dann könne sich wirklich Aufklärung einstellen, wenn die verschiedenen Vernunft- und Selbstdeutungsweisen in einer einzigen umfassenden komplexen Denkfigur aus Subjektsein, Weltwirklichkeit und aus dem diese beiden aus sich freisetzenden Grund („Gott“) erfasst werden.

Es folgen Beiträge zur Spinoza-Rezeption, in verschiedenen Konfessionen (besonders im Katholizismus), in der Philosophie des Barock und bei Alfred Döblin, zum Logos-Denken in der Geschichte und eine Abgrenzung von denjenigen, die von einem „Anderen der Vernunft“ sprechen. Zudem wird auf einen Repräsentanten der Postmoderne verwiesen, der die Notwendigkeit eines allen hermeneutischen Prozessen enthaltenen unhintergehbaren Moments wiederentdeckt hat, aufgrund dessen Hermeneutik als Kunst der Auslegung in Konkurrenz zu anderen Sinnansprüchen erst möglich sei: Gianni Vattimo.

Müller selbst entfaltet seine eingangs genannte idealistische These. Einen entscheidenden Anhalt findet er bei Georg Hermes (sechster Beitrag), bei seinem Insistieren auf Letztbegründung und seinem Einwand gegenüber Kant, dieser habe mit seinem moralischen Gottesbeweis gegen seinen eigenen Anspruch einen Gottesbeweis in der Dimension der theoretischen Vernunft geliefert.

Der siebte Beitrag legt in groben Zügen die Philosophie Dieter Henrichs dar, den Gedanken vom Grund, von der unhintergehbaren, aber sich selbst unverfügbaren selbstbewussten Subjektivität. Müller verbindet diese mit einer von All-Einheit ausgehenden Theologie und zielt somit auf eine Synthese von gründendem Grund von Subjektivität und All-Einheit und sieht diese in der Christologie gegeben, in der Vermittlung der Inkarnation. Das Endliche sei hier als inbegriffen im Unendlichen denkbar, womit nicht zuletzt das Anliegen Spinozas und der idealistischen Philosophie weitergeführt sei.

Es folgt eine katholische Ortsbestimmung bezüglich der Frage nach der Begründung theo-

logischer Geltungsansprüche und das Anliegen von transzendentaler Theologie mit Bezug auf Rahner, Metz und Kant. Die drei folgenden Beiträge widmen sich dem Verhältnis von Theologie zu Religionswissenschaft, Naturalismus, Wissenschaftstheorie und politischem Interesse. Dabei stehen besonders die Wahrheitsfähigkeit von Fiktionalität und theologischer Narrative sowie die Pionierleistung im Verhältnis zum Naturalismus von Helmut Peukert im Mittelpunkt.

Im abschließenden zwölften Beitrag geht es um die – schon zum frühchristlichen Selbstverständnis gehörende – Geschichtlichkeit im Vernunft-Glaube-Verhältnis. Im Hinblick auf seinen eigenen Standpunkt hebt er Henrichs auf der Philosophie Hölderlins aufbauende Lehre vom Grund erneut hervor, da diese die Geschichtlichkeit in der Mitte des Verhältnisses von Vernunft und Gottesgedanken verorte.

Klaus Müller ermöglicht mit seinem Buch, durch eine sehr klare und leserorientierte Schreibweise sowohl den historischen Verlauf der Vernunft-Glaube-Verhältnisbestimmung als auch jenen der aktuellen Debatte nachvollziehen zu können. Etwas Vorwissen sollte der Leser allerdings insbesondere mitbringen, um Müllers eigene These zu verstehen. Durch die zahlreichen kritischen und wichtigen Gegenwartsbezüge wird der Leser in die Debatte lebhaft einbezogen und die profunden, aber gut verständlichen und knappen Hintergrundinformationen besonders zum Papst und seinem Logos-Verständnis machen das Buch auch gerade für protestantische Leser hoch interessant, um sich auf ein Terrain zu begeben, das im Allgemeinen vielen verschlossen bleibt, jedoch das Verständnis aktueller päpstlicher Positionen sowie den dazugehörigen Debatten ermöglicht. Dabei sollte man in diesem sehr empfehlenswerten Buch den öfters durchscheinenden Ausschließlichkeitsanspruch zentraler Thesen als Herausforderung an die eigene Verhältnisbestimmung nutzen.

DANIEL BAUER

Michael Meyer-Blanck:

**Gottesdienstlehre.**

Tübingen, Mohr&Siebeck 2011, 563 S. mit Personen- und Sachregister; fadengeheftete Broschur ISBN 978-3-16-149171-9, 39,00 €; Leinen ISBN 978-3-16-151663-4, 79,00 €

Wenn ein erfahrener Universitätslehrer und renommierter Liturgiker sich daran macht, eine evangelische *Gottesdienstlehre* vorzulegen, dann lässt das Großes erwarten. Und – um es gleich vorweg zu nehmen – man wird nicht enttäuscht. Michael Meyer-Blancks praktisch-theologisches Grundlagenwerk hält, was es verspricht: Es ist ein orientierendes Lehrbuch und zugleich ein eigener innovativer Entwurf, der Liturgik und Homiletik (samt der Ästhetik) programmatisch verbindet. Der Verfasser macht also Ernst mit der Überzeugung, dass die Predigt nicht isoliert vom Kult behandelt werden könne, sich aber auch nicht darin auflösen soll (3, vgl. 13).

Das Buch gliedert sich in sieben größere Kapitel und 49 Paragraphen und entfaltet die Lehre vom Gottesdienst in systematischer, historischer, empirischer, (ökumenisch) vergleichender, ästhetischer und handlungsorientierender Perspektive.

Programmatisch bezieht Meyer-Blanck die Emmausperikope (vgl. Lk 24,15) auf das Ganze des Gottesdienstes: „In, mit und unter der Sprache der Menschen, die sich unterhalten, wird von Gott gesprochen und wird Gott selbst vernehmbar [...] Gott vergegenwärtigt sich selbst in der Form der menschlichen Unterredung“ (4). Damit sind die *anamnesis* als liturgische und das Gespräch (*homilein*) als homiletische Grundkategorie bereits angedeutet und mit der lutherischen Figur der Synekdoche (in, mit und unter) aus der Abendmahlslehre verbunden. Auch das evangelische Kriterium einer Gottesdienstlehre wird benannt: Es liegt in der *Rechtfertigungslehre*, als „soteriologischer Grundregel“ (14), die allerdings von den anthropologischen Grunddaten des Gottesdienstes nicht normativ abstrahiert werden soll.

Der Verfasser legt seine methodischen Voraussetzungen klar offen und spricht sich für eine enge Verzahnung mit biblischer, historischer und systematischer Theologie aus. Zugleich macht er deutlich, dass nach der empirischen und der ästhetischen Wende der letzten Jahr-

zehnte die Praktische Theologie nicht ohne die benachbarten Bezugswissenschaften (Soziologie, Psychologie, Rhetorik usw.) auskommt. Insbesondere in der *Zeichentheorie* (*Semiotik*) sieht Meyer-Blanck ein Instrument, das homiletische und liturgische Fragen treffend unterscheiden, aber auch theologisch verantwortet zusammenbringen kann: „Weil die Semiotik eine *Verhältnisse betrachtende* und keine das *Sein bestimmende, eine relationale und keine ontologische* Theorie ist, eignet sie sich besonders zur Beschreibung solcher komplizierten Interaktionen von Sinn und Deutung, wie sie sich in Kunst und Religion finden“ (19). Wesentlich ist für Meyer-Blanck eine im Gegensatz zum einfachen Sender-Empfänger-Modell deutlich verfeinerte Theorie, die von einem dreistelligen Zeichenbegriff, mithin von *Zeichengestalt*, *Zeichenbezug* (*Bezugsobjekt*) und *Zeichengehalt* ausgeht.

Als leitende theologische Kategorie formuliert der Verfasser eine Art Gottesdienstdefinition, die sich wie ein roter Faden durch das Buch zieht: „*Christlicher Gottesdienst ist Dialog mit Gott im Medium menschlicher Mitteilung und Darstellung*“ (25). Er macht damit den Versuch, ein Anliegen reformatorischer Theologie (vgl. Luthers Torgauer Formel) mit der Liturgik Schleiermachers – „Zweck des Cultus ist die darstellende Mittheilung des stärker erregten religiösen Bewusstseins“ – zu verbinden. Ein weiterer Referenzpunkt ist dabei die Homiletik (und Liturgik) von Ernst Lange, der (nicht nur) mit dem Begriff der „Kommunikation des Evangeliums“ bis heute theologisch wirksam ist. In diesem Begriff sieht Meyer-Blanck die Chance „die verbalen und nonverbalen Aspekte und das Gemeinsame aller Beteiligten im Gottesdienst“ zu umschreiben, also auch den ekklesiologischen Bezug (*communio*) transparent zu halten (37).

Der Verfasser ist bemüht, den häufig nur schematisch gebrauchten Begriff Evangelium inhaltlich zu füllen: „Das Wort umfasst zugleich die Botschaft und die Mitteilung. Es gibt einen Botschafter (*angelos*) und eine Botschaft (*angelia*), die miteinander verbunden sind. Auch der Rezipient kommt andeutungsweise zum Ausdruck: Es handelt sich um einen Benachrichtigungsprozess, der von den Beteiligten mit der Bedeutungszuschreibung ‚gut‘ (*eu*) versehen werden kann. [...] Das Gute der Botschaft ist gebunden an Jesus von Nazareth, der den Glauben an den Gott Israels als den Vater aller

Menschen so predigte, dass er selbst zum Glaubten wurde“ (38f.).

§ 5f. bieten einen Überblick über andere aktuelle Gesamtdarstellungen und Quellenbände. Homiletisch erfahren dabei M. Josuttis, R. Bohren, P. Bukowski, H.M. Müller, W. Engemann und A. Grözinger eine besondere Würdigung. Höchst anregend beschreibt Meyer-Blanck innerhalb seiner *systematischen Überlegungen* (§ 7) den gemeinsamen Nenner *dogmatischer und gottesdienstlicher Rede* wie folgt: „Der Unterschied besteht darin, dass die Dogmatik als wissenschaftliche Rede mit kirchlichem Horizont und der Gottesdienst als kirchliche Rede mit wissenschaftlichem Horizont zu beschreiben ist. Die zugleich wissenschaftlich und aktuell verantwortete Auslegung des biblischen Evangeliums markiert jedoch das Gemeinsame“ (80). Er plädiert daher für eine stärkere Öffnung der theologischen Disziplinen im Gespräch miteinander und für eine *Proflierung einer gottesdienstlichen Fundamentaltheologie im Gegenüber zur Dogmatik* (82). Besonders gelungen finde ich die Entfaltung des biblischen Gottesdienstverständnisses (§ 8), das u.a. auch Kontinuität und Differenz zum jüdischen Kult darstellt. Dabei werden Tempel, Synagoge und Haus als die drei „gottesdienstlichen Lebensorte“ des frühchristlichen Gottesdienstes herausgearbeitet. Der Kern desselben besteht in der dreifachen Bezugnahme auf die Person Jesu Christi: „auf den Namen Jesu, auf die Lebenspraxis Jesu und auf das Evangelium Jesu, das uns als das Evangelium von Jesus Christus zugänglich ist (Mk 1,1; Gal 1,7)“. Der Verfasser sieht zusammengefasst in „Synagogenpredigt und Mahlgemeinschaft“ das Besondere der Mitteilung und Darstellung des Evangeliums, bei der eine „egalitäre Gegenwart“ zum Alltag aufgebaut wird (vgl. 94).

Anregend liest sich auch § 9, in dem *zwei Modelle liturgischer Rekonstruktion* gegenüber gestellt werden, das sog. Ursprungs- bzw. Verfallsmodell (Graff, Guardini) und das Entfaltungsmode (Jungmann, Wendebourg). Dabei kommt die m.E. höchst relevante Frage zur Sprache, ob und inwiefern die „Liturgiehistorie Normen für die gegenwärtige Gottesdienstgestaltung liefere“ (101f.). Um nicht auf eine „historisierende Quellenexegese“ (mit der heimlichen Vorordnung des historisch Ältesten) beschränkt zu werden, ist deshalb für den Verfasser die Bezugnahme auf systematische, empirische und kulturwissenschaftliche Per-

spektiven ein wichtiges Desiderat. Sie bildet sich auch in einer *korrelativen Verhältnisbestimmung von Gottesdienstlehre und Dogmatik* (vgl. dazu §10) ab, wobei das Evangelium als Norm beider zu gelten hat. Meyer-Blanck denkt sich „die Darstellung und Mitteilung“ bzw. die „Lehre“ des Evangeliums *als gleichursprünglich*, möchte also keine Vorordnung einer *theologia prima* (Gottesdienst) gegenüber einer *theologia secunda* (Lehre / Theologie) vornehmen, wie sie in orthodoxen und teilweise auch in anderen Entwürfen vorgenommen worden ist.

Zentral für das ganze Buch ist das *Verständnis des Gebetes* (§11), vielleicht ist es eine Art theologisch-spiritueller Schlüssel. Im kritischen Anschluss an Schleiermacher und Barth fordert Meyer-Blanck die dogmatischen Festschreibungen oder Alternativen von „Gebet als Selbstvergewisserung“ bzw. „Gebet als Dank oder Bitte“ aufzugeben und sich stattdessen der Fülle liturgischer Sprechakte zuzuwenden. Die liturgischen Elemente von Präfation (*Berakah*), Anamnese und Epiklese in der Abendmahlsliturgie hält der Verfasser für geeignet, um ein dem Gottesverhältnis entsprechendes Selbst- und Weltverhältnis differenziert darzustellen (vgl. 123).

Theologisch sehr grundsätzlich kommt §12 zum *Verhältnis von Wort und Sakrament* daher. Hier werden die Ansätze Luthers (auch Gesetz und Evangelium) und Karl Barths (dreifache Gestalt des Wortes Gottes) differenziert aufgenommen und mit einem weiten Wortbegriff das Anliegen reformatorischer Theologie deutlich gemacht: die Begegnung mit Christus.

Das historisch ausgerichtete Kap. 3 (§ 13 bis 19) bringt eine Fülle an Stoff in sorgfältiger Darstellung (zunächst liturgisch, dann homiletisch), in Analogie zur Geschichte der Liturgie wird in § 17 eine materialreiche Geschichte der Predigt vor die Geschichte der Homiletik gestellt. In der Beurteilung der Messereform Luthers urteilt Meyer-Blanck im Anschluss an Reinhard Meßner (durchaus gegen den Mainstream): „Luther hat also gerade nicht von der altkirchlichen Messe nur ein Torso übrig gelassen; er hat vielmehr für die Feier der im Namen Jesu versammelten Gemeinde eine andere Darstellungsform gefunden und so die Intention der alten Ordnungen gewahrt“ (158). Die wesentlichen Impulse für die evangelische *Theorie der Predigt* sieht der Verfasser allerdings nicht in der Reformationszeit, sondern im

4. und 19. Jh.: Augustins Rezeption und Umgestaltung der Rhetorik und „Schleiermachers Konzept der aus dem Erlösungsbewusstsein der Gemeinde entstehenden Predigt“ (209).

Kap. 4 nimmt dann neuere empirische Forschungsmethoden (inkl. Milieutheorien) positiv, aber auch Verhalten kritisch auf,<sup>1</sup> in Kap. 5 verortet sich Meyer-Blanck innerhalb der ökumenischen Diskussionslage, namentlich mit Bezug auf den katholischen, orthodoxen und freikirchlichen (!) Kontext. Insgesamt sind hier die ritualtheoretischen Reflexionen besonders hilfreich.

Einen gesonderten Blick verdient Kap. 6 (ästhetische Perspektive), vielleicht das geheime Herzstück des Buches, in dem das theaterwissenschaftliche Paradigma differenziert beleuchtet wird. Dabei werden auch Gemeinsamkeiten und Differenzen von Kunst und Religion deutlich: „In der Kunst geht es zunächst nicht um das Gute und Wahre, sondern um das Schöne, auch wenn die ästhetische Praxis für das Individuum und die Gemeinschaft wichtige Funktionen hat“ (345). In diesem Zusammenhang erfährt der Begriff der *Unterbrechung* (Schleiermacher) und die Rede vom „offenen Kunstwerk“ (Marcel-Martin, Eco) besondere Aufmerksamkeit. Der Verfasser stellt zwei gegensätzliche Betrachtungsweisen einander gegenüber: Die eine (vgl. Schleiermacher) betont die *Nähe* des Kunstwerks zur Religion, die andere (*Autonomie der Kunst*) die Differenz (vgl. 352).

§ 32 entfaltet sehr knapp *Grundfragen der Kirchenmusik* und setzt dazu leider gleich mit „Fehlformen“ und Kitscherfahrungen ein, ehe unter der Überschrift „Theologie der Kirchenmusik“ Substantielles zur Sache gesagt wird. Dabei wird u.a. der Grad der Bindung der Kirchenmusik an den gottesdienstlichen Vollzug diskutiert und die Frage der liturgischen Funktion bzw. theologischen Bedeutung der Musik (vgl. Söhnen: „dritte Weise der Verkündigung“) angesprochen. Der Verfasser sieht, eine korrekte Übersetzung von Röm 10,17 (Glaube aus dem *Hören*) vorausgesetzt, die Kirchenmusik (gegen Barth und die reformierte Tradition)

durchaus gleichwertig neben der mündlichen Predigt und dem Abendmahl. Daraus folgt: „Damit ist einer Stufenfolge von ‚Vorbereitung‘ durch die Musik und darauf folgender Verkündigung (bzw. der Predigt als Gotteswort und der Musik als Antwort) ebenso widersprochen wie einer ‚Autonomie‘ der gottesdienstlichen Kunst. Liturgische Kunst dient der ‚praxis pietatis‘“ (362f.).

Zum gottesdienstlichen Raum (§ 33) und zur aktuellen Frage nach „heiligen Räumen“ bemerkt Meyer-Blanck in ähnlicher Weise vermittelnd: „Gottesdiensträume sind demnach Orte der doppelten Erinnerung. Denn zum einen ist die Liturgie selbst wesentlich Erinnerung, Anamnese. Im Gottesdienst erinnert man sich daran, was das Leben bestimmt. [... vgl. Ps 103,1]. Gottesdienst erinnert den Menschen an das, was für ihn wirklich wichtig ist in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Entsprechend lässt sich auch sagen: Der Kirchenraum kann zur materialisierten Form der Erinnerung an diese Erinnerung werden. Darum sind Kirchenräume für die evangelische Erfahrung zwar nicht heilig, aber die Erfahrungen des Heiligen hängen mit ihnen mittelbar zusammen“ (367). Meyer-Blanck schlägt die Metapher der „Spur bzw. der Erinnerungsspur“ vor, um dieses Phänomen zu beschreiben.

Kap. 6 mündet in den zentralen § 34, in dem *Gottesdienst und Theatertheorie* reflektiert werden. Neben der Ästhetik des Performativen von Erika Fischer-Lichte würdigt der Verfasser die neueren prakt.-theol. Arbeiten von Marcus A. Friedrich, Ursula Roth und David Plüss ebenso grundsätzlich wie Thomas Kabels Ansatz der Liturgischen Präsenz. Er hält dazu fest: „In diesem Sinne meint die theatrale Betrachtungsweise von menschlichen Handlungen, dass man bewusst in seiner Rolle agiert, nicht ohne sie und nicht gegen sie, sondern authentisch in seiner Rolle. Wir spielen immer Rollen – auch in der Liturgie.“ (377) Summa: „Die theatrale Reflexion des Gottesdienstes kann als umfassende im Zusammenhang der künstlerischen und ästhetischen Perspektiven der Gottesdienstlehre gelten. Denn alle künstlerischen Zeichen verbinden sich zu dem aufgeführten ‚Gesamtkunstwerk‘ Gottesdienst. [...] Eine überzeugende Inszenierung der Liturgie ist damit keine hinreichende, aber eine notwendige Bedingung gottesdienstlicher Darstellung und Mitteilung. Sie ist nicht alles, aber ohne sie ist alles nichts“ (383-385). Am Ende werden

1 Hier geraten einige Zusammenfassungen ausgesprochen „harmlos“, vgl. etwa S. 278: „Insgesamt ist im Blick zu behalten, dass geschlechtsspezifische Unterscheidungen wichtig sind, wenn sie die Einheit der Getauften in der Kirche bereichern, ohne trennend wirken zu müssen (Gal 3,28).“

Predigt und Gottesdienst dann wieder pointiert unterschieden und unter dem Begriff des *offenen Kunstwerks* subsummiert: „Im offenen Kunstwerk Predigt und im offenen Kunstwerk Gottesdienst geht es um Licht und Klarheit (EG 136) und die Wahrnehmung des Glanzes (*doxa*) des biblisch geglaubten Gottes und nicht um Unverbindlichkeiten, die am Verstehen und Glauben der anderen desinteressiert wären. Die Offenheit bedeutet nicht, dass die Menschen lediglich sich selbst überlassen würden. Die Predigt gibt dem Sich-selbst-Verstehen als dem protestantischen Profil des Gottesdienstes Ausdruck, indem eine einzelne Person für die eigene wie für die kirchliche Auslegung des Evangeliums einsteht. Dadurch aber wird zugleich die liturgische Inszenierung insgesamt geprägt“ (387).

Das handlungsorientierte Kap. 7 (§ 35-47) eröffnet abschließend einen materialen Durchgang durch den Gottesdienst anhand der in Kap. 2-6 entfalteten Perspektiven und „kulminiert“ an zwei Stellen.

1) Der Verfasser liefert eine prinzipiell-homiletische Definition von Predigt: „a) *Die Predigt erschließt die Nähe des liebenden Gottes als mich persönlich angehende Rede (Gottes Wort) in der Form menschlicher Mitteilung und Darstellung des biblischen Evangeliums. Im Predigen und Hören erfährt sich die Gemeinde als durch den angesprochen, in dessen Namen sie sich versammelt (Mt 18,20) und zu Gott betet (Joh 14,13)s, durch Jesus von Nazareth, der mit der Heiligen Schrift als der Christus Gottes und der Erlöser bekannt wird.* (b) *Die Predigt von Christus in Gesetz und Evangelium kann darum als Gottes Wort bezeichnet werden, weil sie auf das evangelische Ursprungsgeschehen verweist, das aufgrund des aktuellen Hörens je neu zum Zeichen des ansprechenden Gottes wird*“ (426).

2) Unter der Überschrift „Dramaturgie des Gottesdienstes“ (inkl. des Schulgottesdienstes!), eröffnet Meyer-Blanck *drei homiletisch-liturgische Gestaltungsoptionen* für den Gottesdienst: „Die Gesamtdramaturgie kann vom Predigttext ausgehen, von einem Thema oder speziell liturgisch vom Zusammenspiel des jeweiligen gottesdienstlichen Propriums mit dem Ordinarium. Die drei Möglichkeiten berühren und überschneiden einander; dennoch ist der dritte Weg derjenige, der die meisten eigenständigen Interpretationen der Gemeinde ohne Festlegungen auf die Einfälle und Vorlieben der Vorbe-

reitenden ermöglicht. Insgesamt besteht das Ziel der dramaturgischen Planung darin, die Unterbrechung des zweckgerichteten Handelns durch die spezifisch liturgische Handlung des Betens zu erschließen“ (533).

Ich empfehle dieses Buch allen, die am aktuellen praktisch-theologischen bzw. homiletisch-liturgischen Diskurs interessiert sind und selbst Gottesdienste verantwortlich leiten, als ein theologisch ausgewogenes, geradezu enzyklopädisch gelehrtes und in allem auch noch anregendes Grundlagenwerk, das viele theologische und ästhetische Fragestellungen der Gegenwart zwischen zwei Buchdeckeln vereint und am Ende sogar Anregungen für die Vorbereitung, Durchführung und Auswertung von konkreten Gottesdiensten bereithält. Den ständigen Rückgriff auf Schleiermacher und die semiotische Theorie<sup>2</sup> bräuchte ich übrigens nicht, stattdessen manchmal etwas mehr theologisches Feuer. Aber dann wäre das Buch ja vielleicht kein Lehrbuch mehr...

JOCHEN ARNOLD

2 Vgl. S. 425: „Die Predigt ist als liturgisch mitgeteilte Erfahrung Zeichen des Zeichens ‚Wort Gottes‘.“ Besser weiter unten ebd.: „Das Ziel der Predigt ist die Mitteilung und Erschließung von glaubender Erfahrung in der im Namen Jesu versammelten Gemeinde.“

*Hans-Jürgen Quest:*

**Mehr Liebe. Radioandachten und Fernsehpredigten 1961-1990.**

*in Verbindung mit der Liturgischen Konferenz Niedersachsens hg. v. Hans-Hermann Tiemann, Luther-Verlag, Bielefeld 2011, 404 S., 14,95 €, mit DVD & Abbildungen, ISBN 978-3-7858-0567-1*

Der Band dokumentiert den größten Teil der Rundfunkandachten und Fernsehpredigten sowie Telefonkurzpredigten und Predigten im Radio. Die Programmhinweise auf Sendungen mit Quest im Rundfunk und Fernsehen von 1958-1990 (365ff.) unterstreichen in eindrucksvoller Weise seine mediale Präsenz „urbi et orbi“ (352f.) insbesondere als Hauptpastor an der Hamburger Hauptkirche St. Michaelis, dem „Michel“ als dem Hamburger Wahrzeichen, in den Jahren 1967-1986. Im Medienhomiletischen Nachwort (312-364) arbeitet H.-H. Tiemann gründlich und erhellend die homiletischen und liturgischen Dimensionen in ihren medialen Besonderheiten einfühlsam und kritisch nach, auch unter Berücksichtigung der reichhaltigen Hörer- und Zuschauerkorrespondenz.

Unser spezielles Interesse verdient dabei die liturgische Verankerung im Kirchenjahr, z.B. in den Morgenandachten der Vorweihnachtswoche (182ff.), Reformationstag (198f.), Der Sonntag (222f.). Hervorgehoben sei seine „Gepredigte Liturgie I Ehre sei Gott“ (283-288) mit bemerkenswerten Akzenten zu Predigt und Liturgie (284), Klage und Lob (286), Gloria Patri mit dem Vorschlag, es im Stehen zu singen, „wo doch jeder kleine Verein sein Stiftungslied stehend singt“ (287), Kyrie als Huldigungsruf (287). „...es ist an der Zeit, dass wir die babylonische Gefangenschaft der Liturgie in unseren Gottesdiensten beenden, dass wir das Lob Gottes mit allen Kräften unseres Herzens, unserer Stimmen und mit der Sprache unserer Körperlichkeit feiern und dass wir mit der Liturgie den großen Hymnus unserer Freiheit anstimmen“ (287).

Eindrücklich miterlebbar wird diese Sicht in der dem Buch beigefügten DVD, die den Pfingstgottesdienst am 26. 5. 1985 in der Liveübertragung des ARD-Fernsehens dokumentiert: „Ökumene – die Weltgemeinschaft des Heiligen Geistes“.

In einem ersten Teil, gleichsam als Vorberei-

tung und Grundlegung, singt ein Kinderchor in Kurrendegewändern einstimmig das deutsche Veni Sancte Spiritus, reple... (im heutigen EG 156). Durch einen Geistlichen gesprochenes Votum (Ez 36, 26f.). Wiederholung des Veni. Nun stellen Jugendliche, z.T. in bunten Capes, pantomimisch die durch einen Lektor zuzusagen kommentierend vorgetragene Pfingstgeschichte (Apg 2, 1-18) dar, unter Verwendung wehender Tücher.

Jetzt „ist“ Pfingsten! Unter Orgelbrausen zieht eine lange Prozession Jugendlicher, beschlossenen durch die konzelebrierenden Geistlichen im Ornat, mit Birkenzweigen und -bäumchen sowie blühenden Fliederzweigen ein.

Psalm 118 nach der Luth. Agenda I, gesprochen im Wechsel zwischen Quest und Gemeinde.

Darauf wird die ganze Kirche geschmückt mit Maien unter dem Gemeindegesang mit Paukenuntermalung: „Schmückt das Fest mit Maien“ (EG 135).

Die Gemeinde singt das Gloria Patri mit erhobenen Händen (nach Anweisung des Rundfunkbeauftragten Pastor A. Nelle vor Beginn der Sendung) „Die Gemeinde nahm’s gelassen und folgte, wie sich’s für Statisten gebührt“ (so der ironische Kommentar im Bericht des Hamburger Abendblattes, zitiert 311, Anm. 7).

Kyrie-Litanei mit dreimal gesungenen Kyrie-Rufen der Gemeinde mit Flötenbegleitung; währenddessen werden die 7 Kerzen an einem großen Holzkreuz zwischen Hochaltar und Taufstein angezündet.

Gloria gesprochen in Kumulation vieler unterschiedlicher Stimmen, dann mit Instrumenten und Chor musikalisch ausgeführt. Fackelträger verteilen im ganzen, strahlend hell erleuchteten Kirchenraum Fackeln. Große farbige Tücher werden über die Emporenbrüstungen herabgelassen.

Gegenseitiger Zuspruch der Geistesgaben: z.B. „Der Geist des Friedens sei mit euch“ u.ä., von der Gemeinde jeweils respondierend wiederholt.

Kollektengebete mit Amen des Liturgen vom Pult aus gesprochen.

Der Wortteil wird eröffnet mit der Verlesung der Pfingstbotschaft des Ökumenischen Rates der Kirchen von der Kanzel durch den Koreaner Dr. Kyung Seo Park, Asienreferent des ÖRK, anmoderiert mit einem Interview auf der Kanzel durch A. Nelle.

Trompeten, Trommeln und Orgel.

Die Gemeinde singt: „O komm, du Geist der

Wahrheit“ (EG 136).

Bibelwort Gal 5, 25 durch Männer und Frauen aus 12 verschiedenen Ländern auf deutsch, griechisch, syrisch, jugoslawisch, portugiesisch, dänisch, koreanisch, ghanaisch, englisch, polnisch, chinesisch, armenisch, plattdeutsch.

Chorgesang mit Orchester.

Credo Nizänum in der Fassung von Agende I. Musik.

Gemeinde: EG 136, 4 u. 7.

Predigt von Quest.

Der eucharistische Teil beginnt mit Gemeindegang: „O Heiliger Geist, kehre bei uns ein“ (EG 130). Dabei wird ein schwerer Eichentisch als Zelebrationsaltar versus populum hereingetragen und gedeckt mit Altartuch, Kerzen und den silbernen Abendmahlgeräten.

Präfationsversikel gesungen.

Pfingstpräfation aus Agende I gesungen.

Sanctus von der Gemeinde gesungen.

Eucharistiegebet (Form B aus Agende I).

Postsanctus mit Epiklese, in Orantenhaltung gesprochen von einem Konzelebranten.

Einsetzungsworte von Quest gesungen mit entsprechenden Gesten und horizontalen Kreuzzeichen. Beim Kelchwort: „der neue Bund“ etc. Anamnese mit trinitarischem Lobpreis gesprochen von dem zweiten Konzelebranten.

Quest: „Wir wollen beten.“

Fürbitten im Wechsel mit den Konzelebranten, am Schluss Friedensbitte mit vom Liturgen gesprochenem Amen.

Friedensgruß mit Amen vom Liturgen gesprochen.

Gemeinde betet das Vaterunser unter gegenseitigem Reichen der Hände.

Agnus Dei: Gemeinde singt „Christe, du Lamm Gottes...“

Zwei Pastoren im Ornat bringen, geleitet von Fackelträgern, konsekrierte Gaben an einen Nebenaltaar zur Austeilung.

Quest: „Kommt nun, es ist alles bereit...“

Musik mit Orchester und Altistin in Albe sub communione.

Austeilung im Chorraum durch Pastoren und Laien, am Zelebrationsaltar amtiert ein Pastor in Albe mit roter Stola.

Quest erscheint auf der Empore und redet die Fernsehgemeinde an: „Die Feier geht weiter“, dann spricht er den Zuschauern den aaronitischen Segen in Pluralfassung zu (ohne Kreuzzeichen).

Sprachlich merkt man den Texten der Agende I doch sehr die Patina an. Bei den Konzeleb-

ranten lassen sich manche Unsicherheiten im liturgischen Verhalten feststellen; insbesondere verwundert es, dass der Gemeinde das Amen vorenthalten wird.

Aber im ganzen vermittelt die DVD einen dramaturgisch großartigen luth. Meßgottesdienst, in großer Freiheit voller Kreativität und Innovation und gleichzeitig in Treue zur agendarischen Vorgabe gestaltet – darin beispielhaft.

Die DVD bietet zusätzlich 6 Rundfunkandachten über Jona, ergänzt um eine Frauenstimme für das Lesen der Textpartien, gesendet vom 15.9.-20.9.1986. Hier ist nochmals die suggestive, seelsorgerlich und sprachlich originelle Stimme Quests zu hören.

Beglückend ist es, dass Quests hinterlassenes Erbe in liturgischer Hinsicht von seinem Nachfolger Helge Adolphsen mit den Feiern der Lichterkirche zu Epiphania, dem Johannisfest und Michaelsfest sowie mit dem Eucharistiegebet im sonntäglichen Meßgottesdienst fortgeführt und weiter entwickelt wurde. Der jetzige Hauptpastor Alexander Röder arbeitet kontinuierlich daran weiter. Er hat an die Stelle des Taufsteins einen Zelebrationsaltar aus Marmor in das vergoldete Taufgitter setzen lassen, der sich wunderbar in den Kirchenraum einfügt und die celebratio versus populum ermöglicht. Der Taufstein hat seitlich einen neuen würdigen Ort gefunden. Die Dramaturgie der Liturgie wird gekonnt entfaltet, z.B. durch die Evangelienlesung aus der Mitte der Gemeinde. Zusätzlich feiert Röder alle in der Kirchenjahresordnung vorgesehenen kleineren Feste und Heiligentage mit einer Werktagmesse in liturgischen Gewändern. So ist eine Kathedralliturgie für den Michel entstanden, der inzwischen auch die Hamburger Bischofskirche ist (St. Michael's cathedral in der englischen Bezeichnung).

OTTFRIED JORDAHN

Herbert Pachmann / Alke de Groot (Hg.):

**Vor Gott. Beten in Gemeinschaft – Beten allein.**

Theologischer Verlag Zürich, 2011, 350 S., € 24,80, ISBN 978-3-290-17564-1

Das Evangelische Gesangbuch enthält in seiner Stammausgabe (1993) ebenso wie in seinen landeskirchlichen Ausgaben einen ausführlichen Gebetsteil. Im Gesangbuch der Evangelisch-reformierten Kirchen der deutschsprachigen Schweiz (1998) finden sich zwar ebenfalls zahlreiche Gebete und Gebetsordnungen. Diese stehen aber nicht zusammen, sondern sind, thematisch den Rubriken zugeordnet, unter den Liedern und Gesängen verstreut. Das mag den Wunsch nach einem kompakten reformierten Gebetbuch hervorgerufen oder verstärkt haben. Der Schweizer Pfarrer Herbert Pachmann und seine Kollegin Pfarrerin Alke de Groot haben es erarbeitet und unter dem Titel „Vor Gott“ publiziert.

Im Geleitwort (8f.) diagnostiziert Gottfried Locher, der Präsident des Rates des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes, eine verbreitete Sprachlosigkeit des Glaubens und begrüßt das Buch als Hilfe, in den verschiedenen Situationen des Lebens passende Gebetsworte zu finden. Die Herausgeber selbst charakterisieren im Vorwort das Beten, auch abgrenzend gegen ein abergläubisches Verständnis, als ein ganz natürliches spirituelles Bedürfnis und nennen es „Im-Dialog-mit-Gott“-Sein.

Der handliche Band ist stabil gebunden und ansprechend gestaltet. Der Einband zeigt das Davidsfenster aus dem Zürcher Zyklus von Sigmar Polke. Schon der Buchschnitt verrät drei Teile:

1. „Beten in Gemeinschaft“ (16-139) enthält vier Formulare für Tagzeitengebete (Morgen, Mittag, Abend, Nacht) mit Psalmen, biblischen Lesungen, Liedern und Gebeten, dazu neun thematisch geordnete „Liturgien und Rituale“, darunter z.B. „Erneuerung der Kirche“, „Salben zur Heilung“, „Lebenswege – Pilgerwege“. Formulare und Texte sollen „helfen, Inspiration, Kraft und Freude gemeinsamen Betens zu entdecken“ – „in Familien oder Gruppen, in Gremien, Seminaren oder auf Tagungen. ... Alle Vorlagen haben einen klaren Bezug zur Bibel und gehen sparsam mit dem freien Wort um“ (12). Aber sie enthalten auch „Gebetsim-

pulse, die zum freien Gebet überleiten wollen“ (13).

2. Es folgen 62 biblische Lesungen für die Wochen bzw. Zeiten des Kirchenjahres (140-257). Diese sind an „evangelischer Tradition“ orientiert (14) und in einer Übersicht (141-145) auch thematisch erschlossen. Dieses kleine Lektionar ermöglicht biblische Andachten ohne ein zusätzliches Bibelbuch, was insbesondere unterwegs von Vorteil ist.

3. Die „persönlichen Gebete“ (258-340), die mit dem „Unser Vater“ und einigen Glaubenszeugnissen beginnen, sind nach insgesamt neunzehn thematischen Stichwörtern geordnet und erschlossen. Dabei handelt es sich um existenzielle, nur in wenigen Fällen explizit religiöse Lebensthemen: „Meine Zeit“, „Freude“, „Angst“, „Schuld“, „Vor Entscheidungen“, „Suche nach Gott“, „Identität“, „Versöhnung“, „Liebe, Partnerschaft, Ehe“, „Glaube“, „Hingabe“, „Klage“, „Loslassen“, „Alleinsein“, „Krankheit“, „Im Alter“, „Aufbruch“. Schon die Hintersichten, nach denen die Texte gegliedert sind, verraten, dass hier lebensnah, weltbezogen, der Schöpfung zugewandt gebetet wird, dass Freude und Schmerz, Begeisterung und Verzweiflung des Lebens vor Gott zu Wort kommen. Daneben stehen, wenn auch seltener, Gebete in mystischer Tradition: innig, abgeschlossen. Wir begegnen vorwiegend Autoren unserer Zeit, den bekannten: Bonhoeffer, Buber, Gollwitzer, Hüsch, Marti, St.-Exupéry, Sölle, Zenetti und Zink, aber auch unbekannt(er)en, z.B. Josef Gülden und Andrea Schwarz, Max Friedrich und Paul Erhard Wejwer, deren Texte nach der Homepage der badischen Landeskirche ([www.ekiba.de](http://www.ekiba.de)) nachgewiesen sind. Wir treffen aber auch Klassiker wie Ephraïm den Syrer und Anselm von Canterbury, Bonaventura und Nikolaus von der Flüe.

Greifen wir die Rubrik „Loslassen“ heraus: Da geht es um eine große Liebe („Ich kann es nicht. Meine Liebe loslassen?“), um den inneren Müll, der sich im Alltag ansammelt („Zeige mir, wie ich den Ballast loswerde“), um ein großes Kind („er ist mir erwachsen / und ich zweifle / dass er erwachsen ist“), um den Verlust des Partners („nun gebe ich ihn dir zurück – auch wenn es mir das Herz zerreißt“), um das Abgeben, vor allem von Aufgaben („... und lehre mich, wenn es Zeit ist, abzugeben und abzutreten“).

Dieses Buch hat das Zeug, Einzelnen und Gruppen zum kostbaren Begleiter zu werden,

ein Helfer und Stichwortgeber zum gemeinsamen und persönlichen Beten. Ein richtig schönes Gebetbuch – noch schöner, wenn in künftigen Auflagen die zahlreichen Druckfehler und Ungereimtheiten in den Zeilenumbrüchen getilgt sind.

MARTIN EVANG

*Stephan Goldschmidt:*

**Meditative Abendgottesdienste II.**

*(Dienst am Wort, Bd. 141), Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2011, 191. S., 17,95 €, ISBN 978-3-525-59498-8*

Viele Gemeinden haben die Abendstunde als Gottesdienstzeit entdeckt. Kein Wunder: Eine abgedunkelte Kirche bei Kerzenschein fördert eine meditative Grundstimmung; und das Ende eines Tages oder gar eines Wochenendes bietet sich in der Regel eher zur besinnlichen Reflexion an als der Sonntagmorgen. In der Kasseler Friedenskirche findet bereits seit mehreren Jahren ein solcher meditativer Abendgottesdienst statt. Stephan Goldschmidt, der frühere Pfarrer der Gemeinde und jetzige Referent für Gottesdienst und Kirchenmusik der EKD, veröffentlicht in dem vorliegenden Band 20 weitere dieser Gottesdienste.

Mehr noch als im zwei Jahre zuvor erschienenen ersten Band nehmen die vom Verfasser zusammengestellten Gottesdienste das Kirchenjahr in den Blick. Die dafür gewählten Themen und Symbole beziehen sich auf den (kirchen)jahreszeitlichen Anlass und entfalten dessen Gehalt sinnfällig. Zwei Gottesdienste widmen sich dabei auch der von der Perikopenordnung nicht berücksichtigten Sommerzeit. Die Entwürfe können damit auch als beispielhafte Entfaltung der von der Liturgischen Konferenz eingebrachten Idee eines „elementaren Kirchenjahres“ gelesen werden.<sup>1</sup> Mit diesem

Projekt präsentierte die Konferenz im Jahr 2009 Anregungen für Gottesdienste mit sich monatlich zusammenfindenden Gruppen, aber auch für solche Orte, an denen nur (noch) einmal im Monat Liturgie gefeiert wird. Insofern man auch den letztgenannten Gemeinden eine zumindest monatliche Feier des Abendmahls wünscht, könnte man bedauern, dass nur einige der vorgestellten Gottesdienstmodelle ausdrücklich ein solches vorsehen. Jede der Feiern könnte allerdings bei Bedarf um einen (schlichten) Eucharistieteil ergänzt werden.

In seiner kurzen Einführung stellt Goldschmidt fest, dass gerade die Abendgottesdienste in seiner Gemeinde „diejenigen Gottesdienste waren, die den Kriterien des Evangelischen Gottesdienstbuches am ehesten entsprachen“ (7). Dies gelte nicht nur hinsichtlich der gemeinschaftlichen Vorbereitung und Durchführung mit Gruppen aus unterschiedlichen Arbeitsfeldern. Auch weitere Kriterien wie eine kreative Gestaltung auf der Basis einer erkennbaren, stabilen Grundstruktur, das Miteinander von traditionellen und zeitgenössischen Texten und Liedern, auch aus der Ökumene, sowie eine ganzheitliche, Leib und Sinne ansprechende Feier sind, wie die Lektüre zeigt, beispielhaft umgesetzt worden.

Die Entwürfe bieten alle für die Gottesdienstfeier benötigten Texte von der Begrüßung über die Predigt oder Andacht bis zum Segen. Besonderes Augenmerk legen die Gottesdienste auf eine variantenreiche Gestaltung der Eingangssequenzen. Psalmmeditationen und Textkollagen, Klage- und Lobgebete führen behutsam in das Thema des Gottesdienstes ein. Auch die Schrifttexte im Verkündigungsteil werden in unterschiedlicher Weise inszeniert und zu Gehör gebracht. Kreative Elemente wie liturgischer Tanz und meditative Musik, Symbole und Segensstationen im Kirchenraum machen aus jedem der Gottesdienste ein Unikat. Die durchgehend als „Fürbitten“ bezeichneten Gebete zum Ende des Gottesdienstes werden ihrem Namen in der Regel gerecht, in dem sie fast immer den Blick nicht (nur) auf die versammelte Gemeinde richten, sondern tatsächlich *für* (andere) Menschen in spezifischen Situationen oder Notlagen bitten. Die Lieder sind größtenteils dem Stammteil des Evangelischen Gesangbuchs entnommen, ansonsten wird die Fundstelle detailliert ausgewiesen. Die Entwürfe könnten so ohne großen Vorbereitungs- und Aufwand von Gottesdienstteams an anderen

<sup>1</sup> Gottesdienst von Monat zu Monat. Elementares Kirchenjahr. Ein Projekt der Liturgischen Konferenz, Hannover 2009. Online verfügbar unter [http://www.ekd.de/liturgische\\_konferenz/download/Elementares\\_Kirchenjahr\\_Internet.pdf](http://www.ekd.de/liturgische_konferenz/download/Elementares_Kirchenjahr_Internet.pdf) (28.10.2012).

Orten übernommen werden; in jedem Fall aber dienen sie als inspirierende Anregungen.

Eine eigene Hervorhebung verdient die ebenso schlichte wie konkrete und so poetische wie zeitgenössische Sprache der Gebete und Meditationen. Mit seinen Texten eignet sich das Buch geradezu als liturgische Sprachschule, die die von der „Reformierten Liturgie“ in den deutschen Sprachraum eingeführten und seither vielzitierten Kriterien des schottischen „Book of Common Order“ für eine angemessene Gebetsprache vorbildlich umsetzt: „*simple, fresh, relevant, not too doctrinal in tone or unreal in expression*“<sup>2</sup>.

Nachdenklich stimmt die Beobachtung, die Goldschmidt im Rückblick auf seine Erfahrungen an der Kasseler Friedenskirche festhält: „Aus einem Gottesdienstformat, das häufig als ‚zweites Programm‘ bezeichnet wird, war – nicht nur was das Teilnahmeverhalten anging – der eigentliche Gemeindegottesdienst geworden.“ Dies schmälert nicht den Wert eines traditionskontinuierlichen, verlässlich einer eingespielten Ordnung folgenden Gottesdienstes, wie er in praktisch jeder Gemeinde am Sonntagmorgen stattfindet. Doch stellen sich Fragen: Kann ein Gottesdienst dort noch sinnvoll „Hauptgottesdienst“ genannt werden, wo Feiern zu anderen Zeiten und mit anderen Formen eine zahlen- wie milieumäßig größere Gruppe von Gemeindegliedern erreichen? Wird die üblich gewordene Unterscheidung in „Erstes“ und „Zweites Gottesdienstprogramm“ noch der liturgischen Landschaft gerecht? Und schließlich: Ist die liturgische Monokultur noch zeitgemäß, die das gottesdienstliche Leben selbst in Innenstädten auf nahezu identisch verlaufende Feiern am Sonntagmorgen reduziert? Gemeinden und Kirchenkreise dürfen die in dem Buch vorgelegten Abendgottesdienste und die damit gemachten Erfahrungen jedenfalls als Ermutigung verstehen, ihre Gottesdienstpalette behertzt zu erweitern und dafür selbstverständlicher auch jene Zeit wiederzugewinnen, zu denen sich schon die frühen Christen zu ihren liturgischen Feiern versammelt haben.

FRANK PETERS

Hanns Kerner (Hg.):

**Predigt konkret. Grundlagen homiletischer Ansätze.**

EVA Leipzig, 2011, 152 S., 18,80 €, ISBN 978-3-374-03008

In diesem Büchlein sind die Beiträge eines Symposions des Gottesdienst-Instituts Nürnberg von 2011 als Aufsatzband zusammengetragen und veröffentlicht worden. Die für alle Beiträge gewählte Buchüberschrift „Predigt konkret“ bietet zugleich an, für die Rezension einen ebenso wohlwollenden wie kritischen Blick auf die Beiträge genau unter dieser Frage zu werfen. Es sind nämlich nur einige Gesprächsbeiträge, die diesem Anspruch gerecht werden. Allgemeine Reflexionen zur Einheit von Form und Inhalt im christlichen Gottesverständnis (Axel Hutter) und zur Predigt im Spannungsfeld von Gesetz und Evangelium (Konrad Müller) explizieren in sinnvoller Weise Hintergrundwissen, ohne sich der Frage des „Konkreten“ und dem damit gegebenen Versprechen von Lebensnähe in der Verkündigung des Evangeliums wirklich zu nähern. Dennoch bietet dieses Buch dem homiletisch Interessierten Nahrung, sich in verschiedenen Perspektiven dieser grundlegenden Frage zu nähern. Am klarsten durch den Beitrag selber durchgeführt scheint mir die von Ludwig Mödl vorgetragene Skizze zur „Predigt nach dem II. Vatikanischen Konzil Was wird in der katholischen Kirche heute gepredigt?“ Hier ist zu Themen wie „Die Heilige Schrift in der gegenwärtigen katholischen Predigt“, „Lebensbezug der jeweiligen Schrift“, „Die Predigt in der Eucharistiefeier“ und „Predigten außerhalb der Eucharistiefeier“ (z.B. Wort-Gottes-Feiern, Bußgottesdienste oder Kasualpredigten) ein instruktiver Einblick in aktuelle homiletische Tendenzen in der römischen Kirche ebenso präsentiert wie in die praktische Predigtarbeit. Ähnlich instruktiv, wenn auch für die deutsche Situation nicht in gleicher Weise unmittelbar anschlussfähig, sind Arbeiten zur „Predigt in der Missouri-Synode“ (Daniel J. Schmidt), „Zur ungarischen Homiletik“ (Károly Hafenscher) und zur Predigt in französischen protestantischen Kirchen (Félix Moser). An diesem letzten Beitrag scheint besonders innovativ, wie der philosophische Gesprächsbeitrag von Paul Ricoeur in die homiletische Debatte eingetragen wird, um „Betonsprache“ im Sinne einer erfinderischen,

2 Reformierte Liturgie, Gebete und Ordnungen für die unter Gottes Wort versammelte Gemeinde, Wuppertal 1999, 17.

imaginativen und kreativen Inszenierung der biblischen Erzählung aufzubrechen.

Klaus Raschzok ist es in m.E. grundlegender und überzeugender Weise gelungen, die Homiletik Alexander Schweizers und damit eines der sog. Väter der protestantischen Homiletik in den aktuellen Diskurs über Predigt einzufädeln. Der „Dreiklang von principieller, materieller und formeller“ Homiletik wird zu einem instruktiven Weg entfaltet, durch konzeptionelle Perspektiven und praktische Probleme gegenwärtiger Predigtarbeit eine Spur zu entwickeln, die eine kritische Praxistheorie heutiger Predigtarbeit in überraschender Weise eröffnet. Hier ist dem Votum von Raschzok nach der Lektüre dieses Aufsatzes zweifellos recht zu geben: „Mein Rehabilitierungsversuch der Homiletik Alexander Schweizers ist nicht zuletzt vor dem Hintergrund zu verstehen, dass sich gegenwärtig in den Teildisziplinen der Praktischen Theologie ein Paradigmenwechsel bezüglich der Einschätzung und Bedeutung historischer Paradigmen und Konzeptionen vollzieht. Diese werden nicht mehr als eine Folge einander ersetzender und veralteter Konzepte verstanden, sondern als kreative Potentiale, die dem Einzelnen hilfreiche und auf seine jeweilige Persönlichkeit bezogene Modelle des Wahrnehmens, Urteilens und Handelns im Bereich der Glaubensgestaltung und ihrer Reflexion zur Verfügung stellen“ (80).

Der Ansatz von Alexander Schweizer wird sogleich in dem ebenso instruktivem Beitrag von Ursula Roth zu „material-homiletischen Überlegungen“ zur Predigt von der Sünde aufgenommen. Besonders schön ist hier, dass die Vf. Predigtbeispiele analysiert, die z.B. als Buß- und Bettagspredigt die Phänomene von Schuld, Scheitern und Irrtum zum Gegenstand nehmen und an lebensweltlich relevanten zerstörerischen Haltungen wie z.B. dem Neid explizieren. Der Band schließt mit einem Plädoyer Helmut Schwiers „Für Gott in biblischer Vielfalt“ als hermeneutische und homiletische Überlegungen zum Inhalt der Predigt. Auch hier wird in deutlicher Weise auf Paul Ricoeur Bezug genommen, um die Vielfalt zugleich in homiletischer Weise zu elementarisieren, so dass Verkündigung konkret werden kann: Gott gewinnt Gestalt in narrativem Bekenntnis, in der prophetischen Rede, als Imperativ, der auf ein menschliches „Du“ zielt, in weisheitlicher und in hymnischer Rede. „Die Predigt in ‚biblischer Polyphonie‘ plädiert für Gott, und sie tut

dies als Schriftauslegung. Damit sind auch die genannten Distanzierungen aufzunehmen, die als Gegengewicht zu überbordender Unmittelbarkeit (in der religiösen Rede) und zur Ideologie ständiger Horizontverschmelzungen (in optimistischer Hermeneutik) zu dienen haben. Die Predigt als Plädoyer für Gott im Medium der Schriftauslegung geschieht in lebendiger Kommunikation mit Text und Adressaten“ (151).

Insgesamt ist hier ein lesenswertes und anregendes Buch vorgelegt worden, dass homiletische Ausbildungsstätten wahrscheinlich stärker beglücken wird als Schreibtische von Predigenden vor Ort.

HANS-MARTIN GUTMANN

*Bernhard Dressler /  
Harald Schroeter-Wittke (Hg.):*

**Religionspädagogischer Kommentar zur Bibel.**

*EVA Leipzig 2012, 664 S., 68,00 €,  
ISBN 978-3-374-03031-6*

Kann ein Projekt wie dieses gelingen? Ein religionspädagogischer Kommentar zur (ganzen!) Bibel (samt Apokryphen!), ein Sammelwerk mit einem Vorwort und 67 (!) Einzelartikeln, verfasst von 73 (!) Autorinnen und Autoren! Die Antwort sei vorweggenommen: Ja, das Projekt ist gelungen und lohnt die Lektüre unbedingt! Entstanden ist ein *opus magnum*, das auf eindrucksvolle Weise vor Augen führt, wie reich und vielfältig die Bibel ist und als wie großartig sich ihr Potential für unterschiedlichste pädagogische Situationen erweist. Der Aufbau des Bandes ist denkbar schlicht. Das Dietrich Zilleßen zum 75. Geburtstag gewidmete Buch bietet nach einem illustrativen Vorwort der beiden Herausgeber jeweils einen Artikel zu jedem biblischen Buch (wobei die Samuel- und Königsbücher, die Bücher der Chronik, Esra/Nehemia, die Makkabäerbücher, die Pastoral-, Thessalonicher-, Petrus- und die Johannesbriefe zu einem Beitrag zusammengefasst wurden). Hinzu kommen drei weitere Artikel: Der Reigen der Beiträge zum so genann-

ten „Alten Testament“ wird mit einem Text zur „Torah“ eröffnet. Dem korrespondiert ein Artikel zu „Evangelium/Evangelien“, der die Reihe der neutestamentlichen Beiträge eröffnet. Die zentralen Korpora des Alten und Neuen Testaments erhalten so eine besondere Würdigung. Ein Text zu den (neutestamentlichen) Apokryphen bildet den Schluss des Bandes und unterstreicht eindrucksvoll die Fragilität der Kanongrenzen, derer sich die Herausgeber wohl bewusst sind.

Es erweist sich als gute Idee der Herausgeber, den einzelnen Autorinnen und Autoren außer der grundlegenden Frage, „wo und wie sich die religionspädagogische Wahrnehmung der Gegenwart durch das jeweilige biblische Buch angesprochen, herausgefordert, in Frage gestellt, angeregt fühlt – und umgekehrt“ (14), keine weiteren Vorgaben mit auf den Weg zu geben. So arbeiten sich die Beiträge nicht an einem starren Gliederungsschema ab, sondern lassen in der Verschiedenheit der jüngeren und älteren Autorinnen und Autoren, der Religionspädagog(inn)en, Praktischen und Systematischen Theologen die jeweils eigene Handschrift der Verfasserinnen und Verfasser erkennen. Der Lesegenuss ist groß – auch für den Rezensenten, der sich von vorne bis hinten durch die 660 Seiten gearbeitet hat.

Es wäre vermessen, auch nur annähernd den ‚Inhalt‘ dieses Kompendiums wiedergeben zu wollen. Daher beschränke ich mich auf sieben Beobachtungen zu dem Projekt:

(1) Das Buch steht für unterschiedliche Verwendungen und damit auch für verschiedenste Zielgruppen offen. Natürlich können Lehrerinnen oder Lehrer das Werk im Ganzen oder in Abschnitten lesen, um Unterricht zu einzelnen biblischen Büchern zu gestalten oder bei entsprechenden Lehrplanvorgaben Impulse zu finden. Pfarrerrinnen und Pfarrer finden vielfältige Anregungen für die Gemeindearbeit und können das Buch auch zur Predigtvorbereitung nutzen. Studierende können bibelkundliches Wissen auf anregende Art und Weise gewinnen und vertiefen. Und nicht zuletzt finden alle an der Bibel Interessierten reichlich Hinweise zu deren Gestalt und Gehalt. Das Werk ist auch eine Art Reiseführer für eine Entdeckungsreise durch die Bibel.

(2) Gleichzeitig ist das Buch eine kritische Anfrage an die Art und Weise, wie wir in Schulen und Kirchen üblicherweise mit der Bibel umgehen. Wir leben mit einer reduzierten Bi-

bel – gerade auch im Religionsunterricht, aber auch darüber hinaus (man bedenke nur, welche Texte die gegenwärtige Perikopenordnung *nicht* enthält). Diese auf bestimmte Themen und vermeintlich einzig zumutbare Komplexe eingedampfte Bibel erscheint manchmal allzu ‚glatt‘, um – gerade in höheren Klassen – noch interessant zu sein. Der hier vorliegende Sammelband zeigt, welche Themen und Fragen – und damit: welche Lernchancen und Entdeckungsmöglichkeit – sich Lehrende in Schulen und Kirchen dadurch entgehen lassen. Es geht in der Bibel auch um Sexualität und Tabus (vgl. Thomas Klie zu Leviticus), um Attentate und Heldentum (Rolf Sistermann zum Buch Richter), um Migration und die Frage nach Identität (Ursula Rapp zu Esra/Nehemia), um Medien und deren Krise (Klaas Huizinga zu Ezechiel), um den Antagonismus zwischen Traditionalisten und Modernisten (Michael Tilly zu den Makkabäerbüchern), um das Problem des Kults um die Familie (Bernd Beuscher zum Galaterbrief)... Gerade die vielen Artikel des Bandes zu den ‚kleinen‘ und vielfach überlesenen Büchern der Bibel machen deutlich, welche Schätze wir uns aufgrund von Lehrplanvorgaben und Perikopenordnungen entgehen lassen. Vielleicht ist das Werk – auch wenn es das nie sein wollte – einer der wesentlichen Beiträge zur „Reformationsdekade“: ein Weg der Wiederentdeckung und Neuentdeckung der Bibel.

(3) Implizit gibt der Band auch eine Antwort auf die Frage, wie biblische Hermeneutik gegenwärtig Gestalt gewinnen könnte. Es zeigt sich, dass sich die Genauigkeit der Wahrnehmung biblischer Texte und die praktisch-theologische Erschließung ihrer Relevanz in gegenwärtigen Fragestellungen ebensowenig ausschließen wie historische Kritik und rezeptionsästhetische Fragen. Einzelne Artikel profilieren unterschiedliche Methoden der Bibelerkundung auf besondere Weise: So erschließt etwa Michael Fricke das Buch Genesis in intertextueller Lektüre, Jürgen Ebach legt das Hiob-Buch in einem weiten wirkungsgeschichtlichen Kontext aus, und Jürgen Rech liest das Joel-Buch im hermeneutischen Rahmen von Lacans Philosophie. Vielfach fokussieren Beiträge auf die sprachliche Pragmatik biblischer Texte und führen diese in der Gegenwart weiter. Es zeigt sich: Der Pluralität des biblischen Kanons korrespondiert eine Vielfalt methodischer Zugänge. Großartig wäre es, wenn das vorliegende Buch auch die hermeneutische Frage neu anstoßen und so die

verschiedenen Disziplinen der Theologie ins Gespräch bringen könnte.

(4) In religionspädagogischer Perspektive bietet der Band einen m.E. dringend notwendigen Gegenimpuls zu der im Kontext der Kompetenzorientierung im Religionsunterricht tendenziell begehenden flächigen Nullifizierung der Bibel, die lediglich zum ‚Material‘ wird, das zum Erreichen bestimmter vorgängig definierter Kompetenzen dient. Der vorliegende Band geht den umgekehrten Weg: Von biblischen Texten ausgehend erschließt sich eine überraschende Fülle von Lernmöglichkeiten. Wie gut, dass der alte konzeptionelle Antagonismus „Bibel vs. Lebenswirklichkeit(en)“ der Vergangenheit angehört! Besonders überzeugend geschehen Verbindungen dort, wo Beobachtungen zu den biblischen Texten unmittelbar zu didaktisch-methodischen Reflexionen führen. Dies geschieht etwa in dem Beitrag von Frauke Büchner zum Hohen Lied: Der fragmentarische Charakter und die poetische Sprache des Buches führen zu didaktisch-methodischen Überlegungen, die ein fragmentarisches Weiterschreiben der Texte des Buches in das Leben der Schülerinnen und Schüler hinein nahelegen. Kim Stübend nimmt die Form der „Diskussionsworte“ (336) im Maleachibuch auf und folgert daraus für den Unterricht: „Gott lässt mit sich reden. Und: Nur im Diskurs lässt sich sachgemäß über ihn reden“ (336). Martina Kumlehn macht zentrale Charakteristika des Johannesevangeliums (wie die Irritationen und das Missverstehen, aber auch die dramatischen Elemente in dem Buch) für den Unterricht fruchtbar.

(5) Immer wieder deuten die Beiträge des Bandes an, wie ein Religionsunterricht oder kirchliche Bildungsarbeit aussehen könnte, wenn sie biblische Texte zum generativen Moment konzeptioneller Überlegungen werden ließe. So imaginiert Albrecht Grözinger, ausgehend von der Weisheit Salomos, Religionspädagogik als ästhetische und weisheitliche Praxis. In einem älteren, dankenswerterweise aber auch hier aufgenommenen Beitrag des 2002 verstorbenen Henning Schröer wird anhand von Kohelet die Problematik einer Verengung des Unterrichts auf die Beantwortung der „Sinnfrage“ thematisch. Und Michael Meyer-Blanck erkennt die pädagogischen Konsequenzen, die darin liegen, dass „Evangelium“ nicht als Selbststeigerung, sondern vielmehr als „gute Störung“ (411) verstanden werden muss.

(6) Der Sammelband ist Dietrich Zilleßen gewidmet – und viele der Beiträge führen einen Dialog mit dessen „profaner Religionspädagogik“, die sich als vielfältig anschlussfähig erweist. Besonders interessant erscheint hier etwa das Gespräch zwischen dem Pastoralen und dem Profanen in Ingrid Schoberths Beitrag zu den Pastoralbriefen.

(7) Wer die Imperative in den Artikeln beherrzt, hat viel zu tun! Das gilt für die Religionspädagogik, für die Unterrichtenden, vor allem auch für die Gestalter von Lehr- und Unterrichtsplänen. Beinahe jeder Artikel (gerade auch zu den bislang im Unterricht kaum vorkommenden Texten der Bibel) endet mit dem (berechtigten!) Hinweis, als wie wichtig sich gerade dieses biblische Buch erweist. Viele Beiträge zeigen zugleich, dass sich biblische Texte (wie etwa Josef oder Jona) keinesfalls nur für die Grundschule eignen. Kann die Bibel – völlig anders verstanden als noch zu Zeiten der „Evangelischen Unterweisung“ – erneut zur „Mitte“ und zum leitenden Impulsgeber pädagogischer Prozesse quer durch alle Altersstufen werden? Nach der Lektüre des Kommentars erscheint dies möglich!

Bei einem Werk dieses Umfangs kann es nicht ausbleiben, dass (einige) Satzfehler und (wenige) Rechtschreibfehler stehen bleiben (die vielleicht in einer zweiten Auflage noch korrigiert werden können). Bedauerlich sind sie dennoch. Andererseits geben sie dem Rezensenten in einer durchaus euphorischen Rezension wenigstens an einer Stelle Grund, ein wenig Kritik zu üben!

ALEXANDER DEEG

Sabine Bayreuther:

**Meditation. Konturen einer spirituellen Praxis in semiotischer Perspektive.**

EVA Leipzig 2010, 339 S., 38,00 €, ISBN: 978-3-374-02768-2

Während Predigt und Liturgie von Protestanten in Theorie und Praxis immer auch kritisch begleitet werden, nimmt die kirchenkonstitutive evangelische Religionskritik in Richtung Ostasien mit dem Quadrat der Entfernung ab. Meditation und Meditationsverwandtes erscheint in der kirchlichen Praxis mit dem Nimbus kompletter Ambiguitätsfreiheit. Kein gesetzliches Exerzitium, kein krudes Hausfrauen-Yoga, kein synkretistisches Spiritualitätspraktikum muss sich in evangelischen Gemeindehäusern praktisch-theologisch rechtfertigen. „Billig und heilsam“ ist, was religiös gut tut. – In diesem Dickicht terminologisch Ordnung zu schaffen und ganz nebenbei einen ganzen Container diffuser Zuschreibungen und Begründungen zu entmythologisieren, ist das große Verdienst der vorliegenden semiotischen Untersuchung von Sabine Bayreuther zur Meditationspraxis. Der „Breite des Phänomens korrespondiert eine Unklarheit des Begriffs“ (14). Umgekehrt proportional zu Gebrauchs- und Stellenwert der religiösen Versenkung verhalten sich in der Religion des Wortes die ausufernde „mystizistische Rhetorik“ und die „Nebelfelder“ in den Begründungen der kaum noch überschaubaren Anleitungsliteratur. Dabei handelt es sich für die Autorin doch eher um „eine nachvollziehbare und schlichte Übung (...), die ohne jeden Zauber das Leben bereichert und dem christlichen Glauben eine Hilfe ist“ (11).

Neu ist, dass Bayreuther nicht die Meditation als solche untersucht, sondern das, „was mit dem verbal-sprachlichen Zeichen /Meditation/ bezeichnet wird“ (16f.). Es geht ihr also um die *Rede* von der Meditation, nicht um die leiblich-realen Vollzugsformen meditativer *Praxis*. Die Herangehensweise ist eine an Eco (und Peirce) orientierte Semiotik. Den Gegenstandsbereich bilden Literatur und Anleitungsbücher zu den Segmenten „Schriftmeditation“, „Herzensgebet“ und „Zen“.

Nachdem zuerst auf 24 Seiten der semiotische Theoriezugriff dargestellt wird (I.), widmet sich der umfangreiche Hauptteil (II. B-D) den drei genannten Meditationsformen anhand exemplarischer Literatur bzw. deren Protagonisten. Es

folgt auf 17 Seiten eine zusammenfassende Bilanz („Konturen einer kulturellen Einheit“; II. E) und ein Ausblick (III.). Ein leider zu knapper Forschungsüberblick (II. A) kommt zu dem wenig überraschenden Ergebnis, dass Meditation in der wissenschaftlichen Theologie keinen identifizierbaren Ort hat. – Bayreuther betritt also gleich in mehrfacher Hinsicht Neuland.

Die Auswahl der diskutierten Modelle und die Prägnanz in der Beschreibung einzelner Formgebungen sind mustergültig. Hier ist ein großer Wurf gelungen. Im Einzelnen werden im Phänomenbereich „Schriftmeditation“ verhandelt: Luther und die Praxis des Mönchtums, Bonhoeffer, Berneuchen, Happich und Stählin; im Bereich „Herzensgebet“: Hesychasmus, Philokalie, die russische Mystik und die Exerzitien, Tersteegen und Maschwitz sowie im Bereich „Zen“ (incl. der christlichen Adaptionen): Japan, China und die westl. Tradition, Rudolf Otto, Karl Heim und Eugen Herrigel, Enomiyama-Lassalle und Dürckheim.

Kritisch anzumerken sind eine latente theoretische Inkonsistenz und der starke Akzent auf der diachronen Darstellung. Dies trübt nicht die enorme Durchdringungskraft und die nahezu enzyklopädische Aufordnung der Materialfülle, aber in beiderlei Hinsicht wird die Arbeit dem im „Vorwort“ angedeuteten Anspruch nur bedingt gerecht:

Eine Analyse, die sich einem Praxisvollzug als Kommunikation stellt und sich dabei auf die Theoriestatur der Ecoschen Semiotik stützt, muss sehr sorgfältig den – innersemiotisch strittigen – Referentenbezug im Blick behalten, um beim Leser nicht das Missverständnis hervorzurufen, als ginge es um die real existierende Praxis. Hier changiert die Darstellung leider an vielen Stellen. Mit Eco gibt es keinen gangbaren Weg von der Wahrheit der Zeichen zur Wahrheit der Wirklichkeit; ein „Bezug zu möglichen Referenten ist hierbei“ genau *nicht* „mittelbar gegeben“ (26). In Ecos Vereinbarungsrealität ist die Semiose eben unendlich (anders Peirce). Nicht immer – vor allem in den breiten historischen Abschnitten – wird diesbezüglich zwischen beschriebener und (möglicherweise) gelebter Meditation sauber unterschieden. Was für den semiotisch unmusikalischen Leser eine überaus instruktive und facettenreiche Analyse darstellt, irritiert den zeichentheoretisch Interessierten nachhaltig.

Die historische Rekonstruktion der drei untersuchten Meditationsformen wird kundig expli-

ziert und plausibel elementarisiert. In praktisch-theologischer Sicht hätte man sich natürlich gewünscht, die aktuelle Melange evangelischer Theotechniken („Megatrend Spiritualität“) kritisch über sich aufzuklären. Dieses Desiderat wird nur partiell eingelöst (vgl. 256-275).

Und schließlich: Dass in der Meditation „Chancen auch für die kirchliche Praxis liegen“ (310), ist unbestritten. Dies zu prognostizieren bedurfte keiner semiotischen Analyse. Deskriptiv sind mit den herausgearbeiteten „semantischen Markern /sitzen/, /wahrnehmen/ und /atmen/“ (309) sicher zentrale Formkriterien umrissen – diesen Befund dann allerdings normativ zu wenden, ist ein kategorialer Kurzschluss. Zumal auch die kulturelle Einheit /stehen/, hören/ und /psalmodieren/, wie sie sich u.a. im Tagzeitengebet aktualisiert, in meditativer Perspektive durchaus evangelisch-theologischer Rede wert ist.

THOMAS KLIE

Ralph Kunz / Andreas Marti /  
David Plüss (Hg.):

### Reformierte Liturgik – kontrovers.

(Praktische Theologie im reformierten Kontext, hg. von Maurice Baumann u.a., Bd.1),  
TVZ Zürich 2011, 394 Seiten, 40,80 €,  
ISBN 978-3-290-17582-5

Dieses Buch hilft zur Orientierung in den Grundfragen der Liturgik – und bereitet ein ausgesprochenes Lesevergnügen. In lebendigen Kontroversen erörtern jeweils zwei Autoren Polaritäten der gegenwärtigen Diskussion um die Gestaltung des Gottesdienstes. Klassische Gegensätze stehen zur Debatte: „Kirchenjahr oder Kasus?“, „Innovation oder Tradition?“, „Liturgie oder Diakonie?“, daneben aber in liturgischen Zusammenhängen zunächst überraschende Alternativen: „Mann oder Frau?“, „Anhänger gewinnen oder Kunden befriedigen?“, „Kopf oder Bauch?“

Nicht mit Schwert und Wagen gehen die Kontrahenten aufeinander los. Sie bevorzugen das Florett. Nicht selten wandeln sich Angriff und Verteidigung schon nach zwei Vorstößen in ei-

nen sensiblen *pas de deux*. Rasch bricht sich dann die Erkenntnis Bahn, dass es sich im gottesdienstlichen Zusammenhang oft nicht um ein „Entweder – Oder“ handelt, sondern um „produktive Spannungsverhältnisse“ (349), die einander im Widerspruch ergänzen: „Bekennnisbindung oder Bekennnisfreiheit?“, „Darbietung oder Partizipation?“, „Seelsorglicher oder politischer Gottesdienst?“ – wer wollte jeweils das eine ohne das andere behaupten? Aber erst im sportlich-ernsthaften Duell wird das liturgische Spielfeld in seiner Breite und Länge und Höhe und Tiefe durchmessen.

Ein schönes Beispiel ist der Diskurs über „Hochkultur oder Popularkultur?“ Gradlinig und grundsätzlich begründet zunächst der Kirchenmusiker Andreas Marti aus Bern sein Plädoyer für einen hochkulturellen Anspruch in der Gestaltung von Gottesdiensten: Wenn religiöse Kommunikation nicht banal werden soll, benötige sie die Differenzierungsleistung der Kunst – freilich nicht als exklusive Veranstaltung für ein bestimmtes Milieu. Der Paderborner Religionspädagoge Harald Schroeter-Wittke überrascht demgegenüber mit einer originellen Vorwärtsverteidigung der Popkultur als einer Kultur der „Unterhaltung“, die er – selber höchst unterhaltsam – mit einem biblisch begründeten Plädoyer für die „Oberflächlichkeit“ flankiert. Marti wiederum zeigt sich durchaus beeindruckt von dieser paradoxen Offensive: Auch er verachtet nicht den „Spaßfaktor“ der Kirchenmusik, insistiert aber auf eine reflektierte, gleichsam „gebrochene“ Interpretation der Popularkultur im Kontext der Liturgie. Schroeter-Wittke lässt sich zum Schluss – Klänge von Gustav Mahler im Ohr – zum doppelten Jubel hinreißen: „Welch eine hohe Kunst! Welch geile Popkultur!“ – und träumt davon, dasselbe auch einmal von einem gelungenen Gottesdienst sagen zu können (276). Einen anderen virulenten Disput tragen der Theologe, Medienbeauftragte und Kommunikationstrainer Martin Peier aus Zürich und der Berner Liturgiker David Plüss aus: „Authentizität oder Inszenierung?“ Peier beschreibt „Authentizität“ im Gottesdienst als einen umfassenden und vielschichtigen Prozess gelingender Kommunikation zwischen den Teilnehmenden. Authentizität ereigne sich als gedanklicher, verbaler und mimetischer Dialog zwischen Redenden und Hörenden. Sie müsse zwar „erarbeitet“ werden, bleibe aber letztlich „unverfügbar“ – vergleichbar mit dem Vertrau-

en. Authentizität sei zwar kaum „messbar“, aber „erfahren“ lasse sie sich durchaus, wie Peter folgert: als gelingende Kommunikation, die „den Beteiligten zuweilen die Nackenhaare aufzustellen vermag“ (338). Plüss hingegen setzt einen theologischen Begriff des Authentischen voraus: Jenseits der anhaltenden Hochkonjunktur des Begriffs – einer Spätfolge des Affektes der 68er-Kultur gegen alle traditionellen Verhaltensmuster – sei das Verlangen nach Authentizität eine ur-menschliche Sehnsucht, die schon immer in den Religionen einen Raum ihrer Symbolisierung gefunden habe. Die gottesdienstliche Liturgie könne geradezu „als Ausdrucksform des mit sich selbst nicht authentischen Menschen“ verstanden werden (341). Das Gebet sei darin „performativer Ausdruck“ jener Authentizität, die wir nicht in uns selber haben, sondern unter dem „Blick der Güte, mit dem wir angesehen sind“ (Fulbert Steffensky) von Gott erhoffen dürfen. Liturginnen und Liturgen hätten ihre liturgischen Haltungen und Handlungen auch nicht neu zu erfinden, sondern übernehmen im Gottesdienst eine weitgehend vorbestimmte Rolle, die sie sich gleichwohl sorgfältig „aneignen“ und „einverleiben“ müssen. „Authentisch“ im Wortsinne: echt, original und unverfälscht sei eine liturgische Inszenierung, wenn sie dem Wesen und dem Ziel des christlichen Gottesdienstes entspricht, wie sie in Luthers Torgauer Formel auf den Punkt gebracht seien (344f.). Vielleicht ein wenig zu friedsam meint Plüss in seinem Schlusswort: „Die Positionen von Martin Peier und mir sind nicht kontrovers.“ (348) Wenn Peier sich aber gegen jene wendet, die der Gemeinde „ein selbstgenügendes Ritual“ anbieten wollten (347), Plüss hingegen davor warnt, eine Liturgie auf eine vermutete „Erwartungshaltung“ der Teilnehmenden hin konzipieren zu wollen (346), blitzt doch eine echte Alternative im Zugang zur liturgischen Gestaltung auf.

In schöner Grundsätzlichkeit diskutieren denn auch an früherer Stelle des Buches der Basler Systematiker Georg Pfeiderer und der Frauenmünsterpfarrer Nikolaus Peter eine klassische theologische Gegenüberstellung, die sich bei aller Differenziertheit in etlichen Kontroversen dieses Buchs aufspüren lässt: „Feier oder Verkündigung (Schleiermacher oder Barth)?“ Es gibt dabei auch Grenzen, an denen der Spaß an der sportlichen Kontroverse über den Gottesdienst aufhört. Bei Peter klingt das dann zum

Beispiel so: „Moderne Pfarrer als Vermarkter ihrer selbst verbreiten beinahe jeden pseudotheologischen Unsinn, um ihren gottesdienstentwöhnten Zuhörern zu imponieren.“ (167)

Bei der Klärung von Differenzen geht es also tatsächlich „nicht immer nur vergnüglich und entspannt“ zu (8). In solchem Wettstreit wird aber deutlich: Ziel eines theologischen Disputs über alternative liturgische Positionen kann es nicht sein, die eigene theologische und liturgische Identität aus der Abwertung des jeweils Anderen Identität zu gewinnen. Es geht vielmehr darum, mit dem Anderssein des Anderen leben zu lernen: in streitbarer Gemeinschaft.

P.S.: Ist es noch notwendig, zu guter Letzt das Folgende zu bemerken? Die in diesem Buch verhandelten Fragen betreffen natürlich keineswegs allein die Gottesdienstgestaltung im *reformierten* Kontext. Es bestätigt sich von Neuem: Allen Vorurteilen von gestern zum Trotz sind die reformierten Perspektiven auf die Liturgie auch für jene von großem Nutzen, die sich anderen liturgischen Familien zugehörig fühlen. Auch anderwärts geht es in der Kirche darum, die Kultur einer streitbaren Pluralität zu pflegen. Im Falle des vorliegenden Buches kann man hinzufügen: Diese reformierten Diskurse haben außerdem einen hohen Unterhaltungswert – im besten Sinne des Wortes.

MARTIN HEIMBUCHER

*Seminarankündigung*

**„ut omnes unum sint“ (Joh 17,21)  
Singend die Einheit der Kirche feiern**

**19. Interdisziplinäres ökumenisches Seminar zum Kirchenlied  
11.-15. März 2013, Kloster Kirchberg / Sulz am Neckar**

Veranstalter:

Referat für Gottesdienst im Kirchenamt der EKD  
in Verbindung mit der VELKD, dem Verein „Kultur – Liturgie – Spiritualität“  
und dem Berneuchener Haus Kloster Kirchberg

Das nächste Kirchenliedseminar geht aus von der letzten Bitte, die Jesus an seinen Vater richtet: Alle, die durch seine Jünger künftig an ihn glauben werden, sollen „eins sein“. Diese Bitte ist offenbar noch nicht erfüllt worden. Es sieht auch nicht so aus, als ob sie für die Kirchen in der Welt zur wichtigsten Bitte geworden wäre.

Im Verlauf des Seminars soll ökumenisch und interdisziplinär betriebene Erforschung des Kirchengesangs zeigen, dass die Kirchen im Singen „mit einem Mund“ in vielerlei Hinsicht und auf unterschiedlichen Feldern bereits „eins“ sind: im Stundengebet, in ökumenisch anerkannten alten und neuen Liedern – auch in Abendmahlsliedern, in liturgischen Gesängen.

Lieder feiern Geheimnisse. Sie setzen Vergangenes als Zukünftiges präsent. In der Alten Kirche waren die gottesdienstlichen Gesänge *theologia prima*.

So wird in diesem Seminar auch der Frage nachzugehen sein, wieso eigentlich der theologische Diskurs theologischen Vorrang hat vor dem, was in der christlichen Gemeinde als *theologia prima* schon längst präsent ist.

Vielleicht ist es der entscheidende und folgenreiche Sündenfall abendländischer Theologie, dass sie der Frage, wie Wahrheit zu denken sei, Vorrang gibt vor der biblischen Frage, wie die Wahrheit zu tun ist.

Der Dreiklang von wissenschaftlicher Arbeit, Singen und gottesdienstlicher Feier wird auch dieses Kirchenliedseminar bestimmen.

Leitung: Prof. Dr. Christa Reich, Kantorin Dorothea Monninger

Ein Informationsblatt kann ab Oktober angefordert werden beim

Berneuchener Haus Kloster Kirchberg  
72172 Sulz / Neckar  
Tel.: 07454/8830, Fax: 07454/883250  
belegung@klosterkirchberg.de

oder beim

Referat für Gottesdienst im Kirchenamt der EKD  
Herrenhäuser Str. 12, 30419 Hannover  
Tel.: 0511/2796-214, Fax: 0511/2796-722  
gottesdienst@ekd.de

## Autorinnen und Autoren dieses Heftes

DR. JOCHEN ARNOLD

A-Kirchenmusiker und Pfarrer, Direktor des Michaelisklosters Hildesheim, Privatdozent für Systematische und Praktische Theologie an der Universität Leipzig

*jochen.arnold@michaeliskloster.de*

DANIEL BAUER

Doktorand und Wissenschaftliche Hilfskraft, Abteilung für Religionspädagogik der ev.-theol. Fakultät, Universität Bonn

*dbauer@uni-bonn.de*

DR. OSWALD BILL

Kirchenmusiker, Musikwissenschaftler in der Arbeitsstelle Graupner Werkverzeichnis der Universitäts- und Landesbibliothek Darmstadt

*bill@ulb.tu-darmstadt.de*

DR. ALEXANDER DEEG

Professor für Praktische Theologie an der Theologischen Fakultät der Universität und Leiter des Liturgiewissenschaftlichen Instituts der VELKD

*alexander.deeg@uni-leipzig.de*

DR. MARTIN EVANG

Landespfarrer der Evangelischen Kirche im Rheinland in der Arbeitsstelle Gottesdienst (Haus Gottesdienst und Kirchenmusik), Wuppertal

*martin.evang@ekir.de*

DR. ANSGAR FRANZ

Professor für Liturgiewissenschaft an der katholischen Fakultät im Fachbereich Theologie der Universität Mainz

*ansgar.franz@uni-mainz.de*

DR. HANS-MARTIN GUTMANN

Professor für Praktische Theologie und Universitätsprediger an der Universität Hamburg

DR. MARTIN HEIMBUCHER

Theologischer Referent im Amt der Union Evangelischer Kirchen (UEK) in der EKD, Hannover

*Martin.Heimbucher@ekd.de*

DR. HABIL. MICHAEL HEYMEL

Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Zentralarchiv der Ev. Kirche in Hessen und Nassau und Pfarrer im Vertretungsdienst, Darmstadt

*michael.heyemel@gmx.de*

DR. OTTFRIED JORDAHN

Pastor em., Hamburg

*O.Jordahn@web.de*

DR. THOMAS KLIE

Professor für Praktische Theologie an der Universität Rostock

*thomas.klie@uni-rostock.de*

DR. MICHAEL MEYER-BLANCK

Professor für Praktische Theologie und Religionspädagogik an der Universität Bonn

*meyer-blanck@uni-bonn.de*

DOROTHEA MONNINGER

Kirchenmusikerin und Theologin, Frankfurt am Main

*dorothea.monninger@ekd.de*

DR. FRANK PETERS

Vikar in der Ev. Kirchengemeinde Essen-Altstadt

*frank.peters@uni-bonn.de*

DR. CHRISTA REICH

Kirchenmusikerin und Theologin, Honorarprofessorin an der Evangelisch-Theologischen Fakultät im Fachbereich Theologie der Universität Mainz

*christareich@gmx.de*

DR. GABRIELE VON SIEGROTH-NELLESSEN

Literaturwissenschaftlerin und Publizistin, Pulheim

*gr.sn@t-online.de*

ANNE SMETS

Doktorandin am Fachbereich Evangelische Theologie der Universität Hamburg

*anne.smets@gmx.de*

SYTZE DE VRIES

Pfarrer und Lyriker, Werkplaats de Vertaalslag, Schalkwijk (Niederlande)

*sytzedevries@planet.nl*

## Musikalisches zum Fest ...



### Der Himmel lacht inkl. Musik-CD

Ein heiteres Leben hat Bach wohl nicht geführt, schreibt der Autor in seiner Einleitung. Aber doch ein reiches Leben, aus dessen Fülle und Erfahrung wunderbare Musik entstanden ist. An 20 ausgewählten Kantaten lassen sich Bachs Biografie und seine musikalischen Einflüsse verfolgen. Und das Allgemeingültige in Bachs Kantatenwerk wird deutlich, das weit über seine Zeit hinausweist.

### Hans Werner Dannowski **Der Himmel lacht** *Bachs Kantaten im Rhythmus des Jahres*

160 Seiten · gebunden · 22,90 Euro  
inkl. CD, Spielzeit ca. 70 Minuten  
ISBN 978-3-7859-1090-0  
Lutherisches Verlagshaus

### Jauchzet

versammelt die bekanntesten Kantatentexte zur Advents- und Weihnachtszeit aus den über 200 Kantaten von Johann Sebastian Bach, ergänzt mit eindrucksvollen Fotos.

### Johann Sebastian Bach **Jauchzet**

24 Seiten · geheftet · Format 18 x 14,8 cm  
durchgehend vierfarbig · 4,90 Euro  
ISBN 978-3-7859-1114-3  
Lutherisches Verlagshaus



### Kirche klingt – 77 Lieder für das Kirchenjahr

Aus der Reihe „gemeinsam gottesdienst gestalten“, Band 19  
Hrsg. von Jochen Arnold, Evangelisches Zentrum für  
Gottesdienst und Kirchenmusik

320 Seiten · gebunden · mit Lesebändchen · 19,90 Euro  
ISBN 978-3-7859-1065-8 · Lutherisches Verlagshaus

## Direkt bestellen:

Internet [www.bibli.com](http://www.bibli.com) 

Telefon 0511 / 1241-739

**Versandkostenfreie Lieferung!**